P.O.germ.
1125 Kb

Raven

C Walter

Eine Rolle Gold.

Erzählung

von

Mathilde Raven.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Eine Rolle Gold.

Eine Rolle Gold.

Erzählung

von

Mathilde Raven.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Wer Hamburg gesehen hat, der kennt auch die reizende Aussicht von der Elbhöhe, dem sogenannten Stintfang, auf den Hafen und seinen Mastenwald. Zu dieser Höhe stiegen an einem klaren Nachmittag im Sommer des Jahres 183* zwei Herren hinan, der eine im leichten Sommeranzuge, mit dem Spazierstock in der Hand, der andere im Reisecostüm, so wie er aus dem harburger Dampfschiffe gestiegen war, den Makintosh auf dem Arme, eine Reisetasche in der Hand tragend.

Ihr Hamburg ist wunderschön! sagte der Reisende, als sie oben auf dem schattigen, baumgekrönten Plateau angelangt waren. — Hier ist es so waldfrisch und still, als läge die Stadt meilenfern; und auch so einsam, fügte er, sich umblickend, hinzu.

In der That war niemand auf dem weiten grünen Raume zu sehen; nur vorn am Geländer, wo

man hinabsieht auf den Hafen, lehnte behaglich ein Straßenjunge, die zerlumpten Elnbogen aufgestemmt, das Kinn in den Händen ruhend, die Cigarre im Munde. Als er Schritte und Stimmen hinter sich hörte, drehte er sich langsam und mit einer Faulheit der Bewegungen, die einem Lazzarone Ehre gemacht hätten, herum, sodaß er den Näherkommenden entgegensah, und als sie dicht vor ihm standen, sagte er nachlässig: 'Tag, Herr Schröder!

Der Angeredete — es war der Herr mit dem Spazierstocke — stutzte.

Willy Bröker! rief er. Was machst du hier?

Der Junge nahm die Cigarre aus dem Munde, strich die Asche am Geländer ab und steckte sie wieder zwischen die Zähne, dann antwortete er: Was Sie hier machen, Herr Schröder. Ich kneipe Natur.

Schäme dich! Unserm Herrgott so den Tag abzustehlen! sagte der Kaufmann. Dort unten — er wies mit der Hand nach dem Hafen — wird ein Schiff für mich ausgeladen. Es fehlt an Händen. Du kannst eine Mark verdienen bis Sonnenuntergang.

Statt der Antwort steckte Willy Bröker die Hände in die Taschen und klimperte mit kleinem Gelde.

Unsereiner, Herr Schröder, arbeitet mit dem Kopfe und nicht mit den Händen, fügte er mit einem

kecken Lachen hinzu, das die ganze Reihe seiner gesunden Zähne zeigte.

Du bist und bleibst ein Taugenichts! schalt der Kaufmann. Es nimmt noch ein schlimmes Ende mit dir. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Arbeit schändet nicht, Arbeit ist des Bürgers Zierde.

Er hielt plötzlich inne, denn aus den lebhaften Augen des Jungen blitzte unverkennbar der Spott.

Zur Arbeit nicht, — zum Müßiggang sind wir bestimmt auf Erden, sagte er nach einer kleinen Pause in demselben pathetischen Tone, den Herr Schröder gegen ihn gebraucht hatte.

Aergerlich und doch zum Lachen geneigt, wandte sich der Kaufmann von ihm ab und ging mit seinem Freunde weiter, der stillschweigend das Zwiegespräch mit angehört hatte.

Ein origineller Bengel! sagte er belustigt. Er sieht aber gar nicht aus wie ein hamburger Bummler, eher wie ein berliner. Auch spricht er für einen Straßenjungen ein merkwürdig gebildetes Deutsch.

Es ist schade um den Jungen, entgegnete Herr Schröder. Seine Aeltern waren rechtliche geachtete Leute, seine Mutter noch eine entfernte Verwandte meiner Frau. Der Vater starb aber früh, und die Mutter mag nicht genug Charakterstärke besessen haben,

den leichtsinnigen Knaben zu leiten. Nach ihrem Tode hörte alle Erziehung auf. Die Vormünder — nun, man kennt dergleichen! Madame Bröker lebte in den letzten Jahren fast nur von den Unterstützungen der Verwandten. Man thut ja gern, was man kann, aber man hat für sich selbst und die Seinigen zu sorgen. Wäre der Junge wohlerzogen gewesen, so hätte sich vielleicht nachhaltiges Interesse für ihn gezeigt, — aber wer will sich in Unkosten setzen für einen Taugenichts. Man gab ihn zu einen Materialisten in die Lehre; dort behagte es ihm nicht, er lief davon. Dann zu einem Apotheker, — gleiches Resultat. Bei einem Advocaten ist er auch ein paar Monate gewesen, bei einem Handwerker ebenfalls. Ueberall dasselbe Lied. Verstand und Anstelligkeit genug, aber bodenloser Leichtsinn, tolle Streiche, Unverschämtheit, Faulheit! Zuletzt, als sein winziger Erbtheil aufgezehrt war, zogen die Vormünder die Hand von ihm ab und überließen ihn seinem Schicksal. Es war nichts anderes möglich. Ich selbst habe einigemal versucht, ihn auf andere Wege zu bringen; aber Sie haben es ja gehört, die Arbeit ist nicht sein Fach.

Wovon lebt denn aber der Junge? fragte der andere.

Nun, ein Straßenjunge verhungert nicht in Ham-

burg. Hier am Hafen ist immer etwas zu verdienen, namentlich für einen so geriebenen Burschen wie Willy. Er wird Ihnen gleich selbst den Beweis liefern, fügte er, sich umsehend, hinzu.

Der Reisende sah nach der Richtung, welche Herrn Schröder's Blick bezeichnete, und bemerkte Willy, der langsam aus seiner beschaulichen Stellung sich aufrichtete und auf die Bank zuschlenderte, wo die beiden Herren sich niedergelassen hatten. Wie er so daher kam, nachlässigen Ganges, die Hände in den Taschen, fiel die Verwilderung der ursprünglich feinen und zierlichen Persönlichkeit des vielleicht achtzehnjährigen jungen Menschen erschreckend ins Auge. Das regelmäßige Gesicht wurde durch einen höchst leichtsinnigen, ja frechen Ausdruck entstellt; das blonde, krause Haar starrte nach allen Seiten in die Höhe und gab dem Kopfe das Ansehen einer Kehreule. Ein Dunst von schlechten Cigarren und Branntwein vervollständigte das abschreckende Bild und ließ den Reisenden unwillkürlich zurückweichen, als der Bursche die Hand nach seinem Arme ausstreckte mit den Worten: Soll ich Ihre Sachen tragen, Herr?

Ja, geben Sie her! fiel Herr Schröder ein, den Mackintosh und die Reisetasche von der Bank nehmend und Willy hinreichend. Bringe sie nach

meinem Hause und warte da, wir kommen gleich nach. Du weißt ja, wo ich wohne.

Große Bleichen, Nummer vier! entgegnete Willy, schon im Weggehen.

Der Reisende sah erschrocken seinen Effecten nach, aber Herr Schröder beruhigte ihn: Haben Sie keine Angst, im hamburger Hafen wird nicht gestohlen. Ehrlich ist auch der ärgste Bummler bei uns. Der Junge geht direct nach meinem Hause, darüber können Sie ruhig sein.

Willy Bröker entsprach dieser Voraussetzung. Er blieb wol hie und da vor einem Bilderladen stehen, hielt auch ein paarmal sich bei einigen Kameraden auf, die nach dem Stande seiner Finanzen fragten und ihn, falls er bei Kasse sei, heute Abend zu einer Tanzpartie abzuholen versprachen, aber er war doch früher als der Eigenthümer im Hause des Herrn Schröder angelangt.

Auf sein Trinkgeld wartend, legte er Reisetasche und Mackintosh auf eine der großen Kisten, die auf der weiten, hohen Diele des Kaufmannshauses standen, schwang sich daneben und betrachtete, mit den Beinen schlenkernd und Feuer schlagend, um seine Cigarre wieder in Brand zu setzen, die Umgebung.

Es war ganz einsam in dem weiten Raume und

dem Wartenden wurde die Zeit lang. Wenn er ins Comptoir ginge und sich das Trinkgeld geben ließe? Das Wetter war doch zu schön, um hier stundenlang auf der düstern Diele zu sitzen. Er stieg von seinem Sitze herunter und klopfte an die Thür, die ein großes blankes Schild mit der Inschrift „Comptoir" ihm als die richtige bezeichnete. Es rief aber niemand Herein!, selbst nicht bei wiederholtem Klopfen. Ungeduldig öffnete Willy endlich die Thür und trat hinein.

Das Comptoir war leer, aber aus dem Nebenzimmer tönten Stimmen.

In der Hoffnung, es werde von dort jemand ins Comptoir zurückkommen, wartete Willy einige Augenblicke am Eingang und ließ seine Augen, wie auf der Diele, von einem Gegenstand zum andern wandern. Plötzlich hafteten seine Blicke wie fest gebannt. Wenige Schritte von ihm stand auf einem Tische ein großer, eisenbeschlagener Kasten, dessen Deckel zurückgelehnt war. Dieser Kasten war bis an den Rand gefüllt mit Rollen. Was die Rollen enthielten, zeigten zwei derselben, die neben dem Kasten gebrochen auf dem Tische lagen. Es war Geld.

Wie es gekommen war, wußte Willy nicht, aber im nächsten Augenblick hatte er eine dieser Rollen aus dem Kasten genommen, in die Tasche seines Rocks

gesteckt, und stand wieder außerhalb des Comptoir auf der Diele neben der Reisetasche und dem Mackintosh.

Das Herz klopfte ihm, daß er es oben im Halse fühlte, während er die Thür des Comptoir zudrückte. Hatte man ihn gesehen vom Nebenzimmer aus? Kam man, den Dieb zu halten?

Nein, es ließ sich kein Tritt im Comptoir hören.

In demselben Augenblick rief oben im Hause eine Frauenstimme: Karlchen, nimm dich in Acht! Falle nicht die Treppe hinunter! Bleib hier!

Ach nein! erwiderte eine Kinderstimme. Papa kommt! Ich hab's gesehen vom Fenster aus! Ich laufe ihm entgegen.

Mit den letzten Worten war der Knabe — er mochte etwa fünf Jahre zählen — bereits unten und stand Willy gegenüber.

Was willst du hier? fragte das Kind, den zerlumpten Burschen verwundert betrachtend.

Alles Blut wich aus Willy's Gesicht.

Das Kind hat gesehen, daß du aus dem Comptoir kamst, dachte er, und fühlte, wie sein Haar sich emporsträubte.

Ich habe den Reisesack gebracht, stammelte er.

Papa, Papa! jubelte der Kleine und lief nach

der Hausthür, in welcher Herr Schröder und der Reisende soeben sichtbar wurden.

Und als der Papa ihn aufhob und küßte und seinem Freunde als seinen Einzigen und als seinen größten Schatz zur Mitfreude und Mitbewunderung hinhielt, fügte der Knabe hinzu: Da ist ein Junge, Papa, der —

Willy erwartete zu hören: Der ist schon im Comptoir gewesen, aber Karlchen sagte nur: Der hat Onkels Reisetasche gebracht. Ist was für mich darin?

So, bist du da, Willy, sagte Herr Schröder, den Knaben niedersetzend. Hier hast du acht Schilling, weil du es bist. Aber ich wiederhole dir, Junge, wenn du fortfährst wie bisher, so nimmt es ein schlechtes Ende mit dir.

Sehr wohl, Herr Schröder! erwiderte Willy mechanisch, zog eben so mechanisch seine Mütze zum Gruß und ging zur Thür. Ehe er die Schwelle überschritt, hörte er Herrn Schröder noch sagen: Geh voraus mit dem Onkel, Karlchen, bring ihn zu Mama. Ich habe im Comptoir etwas zu besorgen.

II.

Willy's erster Gedanke, als er auf die Straße trat, war eilige Flucht. In diesem Augenblicke war Herr Schröder im Comptoir, der Kassirer trat ihm vielleicht schon mit der Nachricht entgegen, daß eine Rolle Geld gestohlen worden. Vielleicht kannte der Kassirer den Dieb, hatte ihn bemerkt vom Nebenzimmer aus. Wenn aber auch nicht, das Kind — —

Rief da nicht schon jemand: Haltet den Dieb?

Er begann zu laufen, aber ebenso rasch hielt er den Schritt wieder an. Laufen würde ihn ja gleich verdächtig machen. Zumal bei seinem zerlumpten Anzuge. Wie schäbig sein Rock aussah! Und das Loch am Elnbogen! Vor einer Stunde, auf der Elbhöhe hatte er mit der größten Sorglosigkeit, ja sogar absichtlich, aus Prahlerei der Liederlichkeit, den zerlumpten Aermel nach außen gekehrt, Herrn Schröder recht zum Gesicht; aber jetzt hätte er viel darum gegeben,

wenn der Rock ein respectables Ansehen gehabt hätte. Wie schief er hing! Die Tasche, in welcher die schwere Geldrolle steckte, zog ihn an der einen Seite herunter. Das mußte auffallen. Er versuchte ihn zuzuknöpfen, aber leider fehlte der unterste Knopf, und beim nächstfolgenden war das Knopfloch ausgerissen. Mit der Hand die Schöße zusammenhaltend, scheu nach allen Seiten blickend, bei jedem Geräusch zusammenfahrend, ging er eilig vorwärts und athmete erst auf, als er sich im Freien, von Bäumen statt von Häusern umgeben sah. Instinctmäßig hatte er den Weg zum nächsten Thor eingeschlagen, es war das Dammthor. Hatte Herr Schröder den Diebstahl entdeckt, ließ er den Dieb verfolgen, so konnte Willy annehmen, daß man ihn in der entgegengesetzten Richtung, nach dem Millernthor zu, woher er gekommen war, suchen werde. Vor dem Dammthor vermuthete ihn wol niemand.

Hier draußen, auf einem Chausseesteine sitzend, um von dem raschen Gange in der Nachmittagssonne auszuruhen, wagte er zum ersten mal mit der Hand in die Tasche zu fahren und den geraubten Schatz hervorzuholen, um ihn zu besichtigen. Aber kaum hatte er die weiße Rolle halb aus dem dunkeln Rocke gezogen, als er sie eilig zurückstieß. Es kam jemand. Ein Polizeidiener vielleicht, er hatte einen bunten Kragen

am Rocke. Der Mann hatte es auf ihn abgesehen, denn er hielt ihn fortwährend im Auge und ging jetzt gerade auf ihn zu. O Gott, der Diebstahl war entdeckt, er war verloren! In wenigen Augenblicken umgaben ihn die düstern Gefängnißmauern statt der grünen Bäume, durch deren Wipfel der helle, goldene Sonnenschein und der blaue Himmel auf ihn herablachten. Er wollte aufspringen und weglaufen, aber es lag ihm wie Blei in den Füßen, er konnte nicht vom Platze.

Der Mann in dem Uniformrocke stand jetzt vor ihm und fragte: Kannst du mir nicht sagen, mein Junge, welcher Weg von hier der nächste nach dem Kirchhofe ist?

Der Weg nach dem Kirchhofe? Willy's Blut begann wieder zu fließen, er wagte aufzublicken und sah, daß er keinen Polizeidiener vor sich hatte, sondern einen Offizier, einen Fremden, wie es schien. Mit einem so dankbaren Gefühl, als hätte ihn der Mann vom Tode gerettet, stand er rasch auf und erbot sich, ihm den Weg nach dem Kirchhof zu zeigen. Miene und Ton, womit er dies Erbieten stellte, waren ganz verschieden von der insolenten Nachlässigkeit, mit welcher er vor einer Stunde Herrn Schröder Rede gestanden hatte. Höflich und manierlich, als

wäre es noch die Zeit, wo seine Mutter lebte und er der Sohn einer achtbaren Familie war, begleitete er den Fremden, gab ihm Auskunft auf jede Frage und bemühte sich mit großer Gefälligkeit den Cicerone zu machen, wobei ihm seine Localkenntniß so gut zu statten kam, wie seine gewandte Sprache und seine rasche Auffassungsgabe. Die innere Unruhe war es, die große Aufregung, die ihm in allen Adern pulsirte, was ihn so lebhaft und gesprächig machte. Er hatte ein Gefühl, als wenn er hier sicher sei, als wenn aber am andern Ende der Stadt, in seiner Wohnung in St.-Pauli, die Polizei, die ja natürlich wußte, wo er wohnte, auf ihn lauere, und als wenn alles darauf ankäme, so lange wie möglich draußen zu bleiben. Deshalb war er unermüdlich, den Fremden von einem Denkmal, von einer Merkwürdigkeit zur andern zu führen und ihm immer neue Sehenswürdigkeiten anzupreisen und zu zeigen. Der Offizier ließ sich das halb verwundert halb belustigt gefallen, fand sichtbar Behagen an dem aufgeweckten Burschen und entließ ihn endlich mit einem sehr reichlichen Trinkgeld.

Die Sonne sank unterdeß immer tiefer. Willy entschloß sich endlich, nach Hause zu gehen. Einmal mußte es doch geschehen, und vielleicht hatte er sich auch ganz unnöthige Sorge gemacht. Wenn man ihn

gesehen hätte im Comptoir, so würde wol sogleich Lärm geschlagen sein. In dem Geldkasten lagen so viele Rollen, daß eine einzelne nicht leicht vermißt werden konnte.

Während er sich mit solchen Gedanken Muth einzusprechen suchte, war er seiner Wohnung nahe gekommen. Das Herz begann wieder ängstlich zu pochen, als er seine Hauswirthin — es war eine ehemalige Magd seiner Mutter, die ihm halb aus Barmherzigkeit ein Dachkämmerchen vermiethet hatte — im Abendlichte vor der Thür stehen sah. Ihm schien, als wenn sie ihm mit einem nichts Gutes weissagenden Gesicht entgegensehe. Kaum wagte er Guten Abend! zu sagen.

Guten Abend! entgegnete sie mit unfreundlichem Tone. Wo bist du gewesen? Es ist nach dir gefragt.

Die Knie drohten ihm einzusinken.

Wer hat nach mir gefragt? hauchte er athemlos.

Bernd Hansen und Gottfried Michelsen, sagte sie geringschätzig. Du solltest dich schämen, mit so nichtsnutzigen Schlingeln umzugehen. Wenn deine Mutter das wüßte, sie würde sich im Grabe umdrehen.

Zu jeder andern Zeit würde Willy mit einem

frechen Witzwort geantwortet haben. Heute war er aber zu froh, daß es nicht die Polizei war, die nach ihm gefragt hatte, um nicht den Vorwurf schweigend hinzunehmen. Tief aufathmend eilte er ohne ein Wort zu sagen die Treppe hinauf. Oben angekommen, verschloß er hastig die Thür und schob noch überdies den einzigen Stuhl davor, den das Kämmerchen enthielt.

So! Hier sieht mich keiner, sagte er halblaut, jetzt kann ich meinen Schatz hervorholen und zählen.

Er zog die Geldrolle aus der Tasche und wog sie auf der Hand.

Nach der Form sind's Achtschillingstücke. Fünfundzwanzig Mark werden wol darin sein. Fünfundzwanzig Mark! Das ist nicht viel, die sind bald verjubelt. Ich bin eigentlich ein Narr gewesen, daß ich nur diese eine Rolle genommen habe. Es war kaum der Mühe werth, so viel Angst auszustehen wegen fünfundzwanzig Mark. Ich wollte, ich hätte ein halbes Dutzend Rollen beigesteckt, es wäre in Einem hingegangen und hätte besser vorgehalten.

Während dieser moralischen Betrachtungen hatte er die Rolle in der Mitte gebrochen. Plötzlich schoß ihm das Blut ins Gesicht und der Athem stockte vor Ueberraschung. Das war nicht Silber, was

ihm entgegenglänzte, die Rolle enthielt keine Achtschillingstücke — Gold, Doppellouisdor fielen in seine Hände — —

Was ist das? Es poltert die Treppe herauf, schwere Schritte, es sind mehrere Personen. Ist das die Polizei?! Man fragt nach ihm, man donnert an die Thür: Aufgemacht! Aufgemacht!

Hastig versteckt er die Rolle in das Bett, auf dessen Rande er sitzt.

Nein, es sind ja bekannte Stimmen, seine Freunde sind es, mit denen er auf dem Wege nach Herrn Schröder's Hause verabredet hat, daß sie ihn abholen sollten zu einer lustigen Nacht. Ach, er wollte, sie säßen alle zusammen auf dem Blocksberge! In diesem Augenblick hatte er nicht die geringste Lust, mit ihnen zu gehen. Er konnte doch nicht die Doppellouisdor hier im Bette liegen lassen. Und er hatte seinen Schatz noch nicht einmal gezählt.

Kannst du nicht hören, Willy? rief Bernd Hansen draußen. Du bist zu Hause, Frau Carstens hat's gesagt. Ich sehe dich durch die Ritze. Mach' auf! Was sollen die Faxen!

Laßt mich in Ruhe! antwortete Willy und streckte sich lang auf das ärmliche Bett, das sein Geld barg. Ich habe Zahnweh. Ich gehe nicht mit.

Zahnweh! lachten die draußen. Du hast wol den Sonnenstich. Es ist nicht richtig mit dir! Mach' auf, oder wir heben die Thür aus den Angeln.

Laßt mich in Ruhe! wiederholte er mit einem Fluche. Dem ersten, der hereinkommt, werfe ich den Stuhl an den Kopf.

Die Jungen lärmten und versuchten die Thür einzurennen, bis endlich Frau Carstens heraufkam und ihnen mit aller Entschiedenheit befahl, das Haus zu verlassen und zwar sofort und ohne alles Spectakel, wenn sie Unannehmlichkeiten vermeiden wollten.

Mit zitternder Ungeduld horchte Willy auf die immer mehr sich entfernenden Schritte und Stimmen seiner ihm jetzt so überlästigen Freunde. Aber erst, als er die Hausthür hinter ihnen zufallen hörte und vor ihrer Wiederkehr gesichert sein konnte, richtete er sich vom Bette auf und suchte hastig den versteckten Schatz hervor. Mit pochenden Pulsen begann er zu zählen: eins, zwei, drei — zehn — zwanzig — noch mehr! Dreißig — vierzig — einundvierzig, zweiundvierzig — drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn! Funfzig! Funfzig Doppellouisdor! Fünfhundert Thaler! Zwölfhundertundfunfzig Mark!!!

Er mußte sich mit aller Kraft bezwingen, nicht in ein lautes Jubelgeschrei auszubrechen. Fünfhun-

dert Thaler! Welcher Reichthum! Welche Summe von Vergnügen und Wohlleben! Jetzt konnte er alles haben, was sein Herz begehrte!

Er sprang vom Bette auf und griff nach seiner Mütze, um die Kammer zu verlassen. Heute wollte er sich ein Extravergnügen machen. Aber mit Bernd Hansen und Consorten auf dem Hamburger Berge und in den Matrosenkneipen wollte er das Vergnügen nicht suchen. Nach dem Elbpavillon oder dem Apollosaal wollte er gehen. Warum sollte er nicht dahin gehen, so gut wie die dummen, hochmüthigen Kaufmannsjungen, die mit ihm in die Schule gegangen waren und jetzt so verächtlich auf ihn herabsahen?! War er nicht von ebenso guter Familie wie sie! Jetzt konnte er Louisdor springen lassen, wie der Beste von ihnen.

Er hatte während dieser stolzen Gedanken die funkelnden Goldstücke in seinen Geldbeutel von grauem Zwirn gezwängt, dessen schadhafte Maschen bedenklich von der ungewohnten Fülle auseinander gezerrt wurden.

Morgen muß ich mir einen andern Geldbeutel kaufen, dachte Willy, und steckte ihn in die Tasche, zog ihn aber mit bedenklichem Gesicht wieder zurück, denn er war mit einem Finger durch die Tasche ge-

fahren. Wahrscheinlich hatte die Geldrolle das Futter durchgerieben.

Gut, daß ich dies noch zu rechter Zeit merkte, murmelte er, ich hätte meinen ganzen Schatz verlieren können.

Er zog den Rock aus und ging damit an das kleine Dachfenster, um den Schaden zu besichtigen.

Die Sonne war bereits untergegangen, aber die Dämmerung des Sommerabends war hell genug, um nicht allein das Loch in der Tasche, sondern auch das erbärmliche Aussehen des ganzen Kleidungsstückes sichtbar zu machen. In diesem Rocke mit dem zerlumpten Aermel konnte er nicht in den Elbpavillon gehen. Er mußte den Rock erst flicken und reinigen.

Kam da nicht Frau Carstens die Treppe herauf? Von ihr konnte er sich eine Nähnadel und einen Faden Seide erbitten und eine Kleiderbürste.

Frau Carstens stutzte und ihr Gesicht wurde ganz freundlich, als er ihr auf dem Gange mit dieser ungewöhnlichen Bitte entgegentrat.

Gib nur her, sagte sie, ihm den Rock vom Arme nehmend, ich will ihn dir flicken.

Die Tasche hat auch ein Loch, sagte er zaghaft. Und der unterste Knopf fehlt.

Ich will alles in Ordnung bringen. Es freut

mich, daß du anfängst, etwas auf dich zu halten, daß du den Schlingel, den Bernd Hansen, weggeschickt hast. Oder hast du wirklich Zahnweh?

Nein! sagte er lachend und lief in die Kammer zurück, um seine Toilette fortzusetzen.

Es war dies aber ein keineswegs angenehmes Geschäft. Je weiter er in der Revision seiner Kleidungsstücke vorschritt, desto unbehaglicher wurde ihm zu Muthe. Mit diesem Halstuche, dieser Weste, vor allem mit diesen klaffenden Stiefeln würde er eine höchst miserable Figur unter den Dandies im Elbpavillon spielen. Das leuchtete ihm ein. So schäbig und schmuzig, wie er aussah, würde man ihn wahrscheinlich gar nicht einlassen. Man konnte es ihm wahrhaftig nicht ansehen, daß er funfzig Doppellouisdor in der Tasche trug. In diesem Anzuge durfte er gar nicht einmal wagen, zu zeigen, daß er einen Doppellouisdor besaß, man würde sofort den Argwohn fassen, daß er ihn gestohlen habe. Nein, ehe er in gute Gesellschaft ging, mußte er sich erst einen guten Anzug kaufen, mußte einige Doppellouisdor daran wenden, sich äußerlich zu einem Menschen zu machen, der im Wirthshause ein Goldstück auf den Tisch werfen durfte, ohne daß die Polizei fragte: Wo hast du das gestohlen?

Aber — womit sollte er den guten Anzug bezahlen? Mit Goldstücken? Würde ihn das im Kaufmannsladen nicht ebenso verdächtigen, wie im Wirthshause? Auf rechtliche Weise konnte ein Lump wie er nicht in den Besitz von Doppellouisdor gekommen sein, das mußte jedem sofort klar werden: dem, der ihn kannte, noch mehr als dem, der ihn nicht kannte.

Hol' der Teufel die Doppellouisdor! knirschte er zwischen den Zähnen, die Börse grimmig vor sich hinschleudernd. Was habe ich von dem Mammon, wenn ich ihn nicht ausgeben darf! Ich wollte, es wären Achtschillingstücke, dann könnte ich mir eine lustige Nacht davon machen, statt daß ich jetzt nichts habe, als die Angst, daß das Hexengold bei mir gefunden wird.

Ganz niedergeschlagen sank er auf den Stuhl. Alle glänzenden Luftschlösser, die er beim Anblick des Goldes gebaut, stürzten zusammen vor der Ueberzeugung, daß es in seinen Händen immer Gold bleiben müsse und sich nicht in Gegenstände des Genusses verwandeln lasse. Er war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Seine Lage, das Leben, was er führte, seine Stellung in der Welt kam ihm mit einem mal ganz entsetzlich vor. So arm, so zerlumpt, so her-

untergekommen zu sein, daß nicht einmal die Möglichkeit mehr vorhanden war für ihn, sich emporzuheben aus dieser Erniedrigung! Wenn sein Vater nicht so früh gestorben wäre, wie ganz anders würde er dann in der Welt gestellt sein, als jetzt, wo er unglücklich und verlassen und auf sich selbst angewiesen, verkümmern und verderben mußte!

Mehrere Minuten saß er so in trostlosen Gedanken. Endlich erhob er sich verdrossen, um die Börse aufzuheben, damit Frau Carstens sie nicht gewahre, wenn sie den Rock brächte. Er sah sich um in dem leeren, ärmlichen Kämmerchen. Wohin sollte er die geraubten unnützen Münzen verstecken? Die gelben Fürstengesichter, die darauf geprägt waren, grinsten ihn höhnisch an, als wollten sie sagen: Wir bei dir?! Das wäre saubere Gesellschaft für uns!

Er nahm die Goldstücke aus dem Geldbeutel und schob sie einzeln durch eine Ritze des Breterverschlags, der das schräg hinabgehende Dach verkleidete, auf einen dahinterliegenden Querbalken. Wenn nicht die Breter abgerissen wurden, konnte das Versteckte nicht gefunden werden. Als er dies Geschäft beendet hatte, wandte er sich mit dem trostlosen Gefühl, als hätte er alles verloren, was er besessen, wieder zu dem schmal gewordenen Geldbeutel und begann die wenigen

kleinen Münzen zu zählen, die sein nicht gestohlenes Eigenthum ausmachten.

Eine Mark und vierzehn Schilling, das war seine ganze Habe!

Er zählte von neuem, er durchsuchte alle Taschen, alle Behälter, aber er fand nichts mehr, die erbärmliche Summe vermehrte sich nicht, seine ganze Habe blieb eine Mark und vierzehn Schilling. Wenn's nur etwas mehr, wenn's nur soviel gewesen wäre, daß er sich beim Trödler einen halbwegs anständigen Rock kaufen könnte! Wenn er ihn zuknöpfte von oben bis unten, so hätte sich damit die übrige Mangelhaftigkeit seiner Toilette verbergen lassen, er hätte dann wagen können, ein Goldstück zu wechseln; aber für eine Mark und vierzehn Schilling, was konnte man dafür haben!

War denn aber keine Möglichkeit da, die Summe zu vermehren? Wenn er etwas von seinen übrigen Habseligkeiten versetzte oder verkaufte? Er suchte hastig seine ganze Garderobe zusammen und trug sie ans Fenster, um das Beste herauszusuchen.

Ja, es sieht hübsch aus mit dir und deinen Sachen, sagte hinter ihm eine Stimme, halb spottend, halb mitleidig.

Es war Frau Carstens, die ihm seinen Rock zurückbrachte.

Wenn deine Mutter sähe, wie du einhergehst! fuhr sie fort und wies verächtlich auf das Kleidungsstück. Kein Stich hält mehr in den alten Lumpen. Und was du da herbeigeholt hast, ist zusammen keine Mark Banco werth. Willy, Junge, wie soll das werden! Du wirst bald so aussehen, daß kein Hund ein Stück Brot mehr von dir nimmt, daß jeder seine Taschen und seine Thür vor dir verschließt. Man sollte wirklich nicht glauben, daß du anständiger Leute Kind bist.

Ist's denn meine Schuld, daß ich kein Geld habe, mir anständige Kleider zu kaufen? entgegnete Willy mit Ingrimm.

Wessen Schuld soll's denn sein, wenn nicht die deine? Woher nehmen denn andere Leute Geld, um sich anständige Kleider zu kaufen? Sie arbeiten und sparen, das könntest du auch thun. Herr Gott, wenn Carstens deinen Kopf hätte und so gut lesen und schreiben könnte wie du, wahrhaftig, er könnte sein Brot leichter und schneller verdienen als mit seiner sauern Zimmermannsarbeit. Es liegt ganz allein an dir, an deinem Willen, daß du wie ein Betteljunge einhergehst. Wenn du deinen Verstand und deine Kenntnisse gehörig anwendest, so kannst du in kurzer Zeit so viel Geld verdienen, um dir einen ordentlichen Rock zu kaufen.

Es war nicht die erste Strafrede, die Willy von Frau Carstens zu hören bekam; sie hätte auch diesmal ebenso wenig gefruchtet, wie ihre Vorgängerinnen, wenn nicht die letzten Worte sie besonders eindringlich gemacht hätten.

Du kannst in kurzer Zeit soviel Geld verdienen, um dir einen ordentlichen Rock zu kaufen!

Das Geld läuft mir nur immer gleich wieder durch die Finger, sagte er, mehr als Antwort auf seine eigenen Gedanken als auf Frau Carstens Ermahnung.

Durch die Kehle vielmehr! entgegnete sie vorwurfsvoll. Seit der Schlingel, der Hansen, dich zum Trinken verführt, ist gar kein Halten mehr bei dir, geht's immer mehr bergab. Willy, Willy, was soll daraus werden! Ich sehe es voraus, wenn dem Carstens einmal die Galle überläuft, so findest du eines schönen Abends die Thür verschlossen und kannst dir anderwärts Quartier suchen. Ich muß es oft genug hören, welche Last wir uns mit dir aufgebürdet haben.

Willy warf bei der Drohung, ihm einmal plötzlich das Haus zu verschließen, einen erschrockenen Blick nach der Stelle, wo sein Schatz lag.

Verlaß dich darauf, sagte er hastig, ich werde arbeiten und sparen.

Ja, ich wollte, ich könnte mich darauf verlassen,

sagte Frau Carstens mit einem tiefen Seufzer, indem sie aus der Kammer ging. Wenn ich deiner seligen Mutter nicht soviel Dank schuldig wäre, ich schickte dich lieber heute fort als morgen, du verdienst es nicht besser.

Willy stand in tiefen Gedanken am Fenster, und der leichtsinnige Ausdruck in seinen Zügen wich vor einem bestimmten, energischen Entschlusse, den er faßte. Der verzauberte Schatz dort unter dem Dache sollte und mußte sein werden. Er wollte so lange arbeiten und sparen, bis er das Mittel besaß, ihn zu heben, bis er sich einen Anzug kaufen konnte, der ihm erlaubte, Gold im Beutel zu haben, ohne als Dieb erkannt zu werden. Frau Carstens hatte recht: wenn er jede Gelegenheit zum Erwerb aufsuchte, wenn er jede Gelegenheit zum Geldausgeben vermied, so konnten wenige Tage hinreichen, ihn zu diesem Ziele zu führen, und dann konnte er sich entschädigen für Anstrengung und Entbehrung, dann war ja für lange Zeit das Leben nur Lust und Genuß für ihn.

III.

Die nächste Folge seines Entschlusses war, daß Willy heute Abend nicht mehr ausging, sondern bis in die sinkende Nacht flickte, wusch und bürstete, um seiner Garderobe und seiner Persönlichkeit ein so sauberes und anständiges Ansehen zu verschaffen, wie es unter den gegebenen Umständen nur möglich war. Am andern Morgen, sobald die Sonne aufging, setzte er seine Bemühungen fort und mit so gutem Erfolg, daß Frau Carstens einen Ruf des Erstaunens und der Freude ausstieß, als er an ihr vorüberging, um das Haus zu verlassen und nach dem Hafen zu eilen, wo er Arbeit oder vielmehr Gelegenheit zum Gelderwerb zu finden hoffte.

Das Glück war ihm günstig. Er war kaum beim Fährhause angelangt, als er den Offizier bemerkte, den er am vorigen Abend auf dem Kirchhofe umhergeführt hatte, und der eine Gesellschaft von Herren

und Damen in Empfang nahm, die soeben mit dem Dampfschiffe gelandet war.

Du kommst gerade recht, rief er Willy entgegen, der seine Dienste anbot. Du kannst uns die Stadt zeigen. Aber bist du wirklich derselbe, den ich gestern vor dem Dammthor traf? Dein Gesicht sieht heute ganz anders aus.

Das macht wol, weil's frisch gewaschen ist, sagte Willy mit Humor.

Möglich! rief der Offizier lachend und erzählte, während er seinen Freunden das leichte Reisegepäck abnahm und es Willy zu tragen gab, mit Wohlgefallen von der Virtuosität, welche derselbe gestern als Cicerone entwickelt habe.

Er kennt Hamburg inwendig und auswendig, er ist wirklich ein Führer, der sich gewaschen hat. Wie viel verlangst du für die Stunde oder bis Mittag?

Ich bin zufrieden mit dem, was die Herrschaften mir geben, sagte Willy bescheiden. Sie wissen ja noch nicht, was meine Leistungen werth sind.

Eine der Damen sah sich nach ihm um und sagte halblaut: Er hat in der That ein intelligentes Gesicht.

Und spricht wie ein gebildeter Mensch, fiel ihr Begleiter ein. Wenn er einen guten Rock trüge, sähe er wahrhaftig aus wie unsereiner.

Ein dunkles Roth der Freude überlief Willy's Gesicht bei diesem Lobspruch, der ihm gestern noch sehr gleichgültig gewesen wäre. Sein Entschluß, nicht zu ruhen, bis er den guten Rock errungen, befestigte sich und wurde keinen Augenblick im Laufe dieses Tages wankend. Er war die Gefälligkeit selbst und vermied sorgfältig alle Roheit und Unarten, wie er sie noch gestern absichtlich zur Schau getragen hatte. Die Fremden waren außerordentlich zufrieden mit ihm, behielten ihn auch am Nachmittag bei einem Ausflug in der schönen Umgebung Hamburgs und einer Wasserfahrt auf der Alster und im Hafen bei sich, und entließen ihn endlich mit einer sehr reichen Belohnung und der Aufforderung, sie am nächsten Morgen in ihrem Gasthofe aufzusuchen, weil sie seine Dienste auch morgen noch brauchen würden.

Mit wahrem Entzücken zählte Willy den Erwerb dieses Tages in seinen Geldbeutel zu der Mark und den vierzehn Schillingen, und rechnete nach, wie bald er seinen Schatz werde heben können, wenn die nächsten Tage eine ebenso reichliche Ernte brächten. Da fühlte er einen derben Schlag auf seiner Schulter, Bernd Hansen stand hinter ihm.

Lebst du wirklich noch, mein Junge? Was für

Mucken hattest du denn im Kopfe gestern Abend? Was war dir passirt?

Nichts, sagte Willy mit gezwungenem Lachen. Was sollte mir passirt sein? Komm, laß uns hier einkehren, ich bin durstig, fügte er hinzu, und wandte sich nach dem Eingange der Matrosenschenke, vor welcher sie standen.

Es war nicht allein der Wnnsch, lästigen Fragen auszuweichen, was ihn zu diesem Vorschlag bewog. Die Gesellschaft, die ihn so „anständig" gefunden hatte, war noch nicht weit entfernt. Wenn sich einer davon umsah und ihn erblickte im Gespräch mit einem so lumpigen Burschen!

Bernd Hansen folgte ihm, begann aber von neuem: Nein, damit lasse ich mich nicht abspeisen, ich will wissen, weshalb du gestern Abend so wunderlich warst. Es ist etwas Besonderes mit dir vorgegangen — und — —

Er stockte und sah ihn an von oben bis unten.

Wie kommst du mir vor heute! rief er ganz erstaunt. Geschniegelt und gebügelt, wie ein Perrükenmachergesell. Und dein Gesicht, — du siehst aus, nicht wie du selbst, sondern wie ein vornehmer Vetter von dir.

Er hatte recht, Willy's Gesicht trug heute einen

ganz andern Ausdruck als gestern. Statt der frechen Miene, die zu sagen schien: „Was kümmert mich die Welt! Wenn mein Rock zerrissen ist, was geht das andere Leute an!" hatte er jetzt das Aussehen eines Menschen, der bemüht ist, alles zu vermeiden, was Aufsehen erregen und Spott oder Tadel herausfordern könnte. Die Augen und der Mund waren am meisten verändert; der übermüthige, sorglose Blick, mit dem er sonst jedem keck ins Gesicht sah, war unruhig, fast scheu geworden, und die trotzig aufgeworfenen Lippen waren nachdenklich geschlossen.

Ich weiß nicht, was du willst, sagte er, vor dem forschenden Blicke seines Kameraden den Kopf abwendend.

Du willst es mir also nicht sagen, rief Bernd Hansen. Nun, mein Junge, deine Verschwiegenheit wird nicht lange währen, ich kenne dich. Der Branntwein wird dir schon die Zunge lösen. Wenn du ein paar Gläser getrunken hast, plauderst du alles aus, was du weißt. Ein Geheimniß ist so sicher bei dir, wenn du benebelt bist, wie Geld in einem offenen Schranke.

Es fuhr wie ein elektrischer Schlag durch Willy's Glieder; mit schwerer Wucht fiel es ihm aufs Herz, daß er ein Geheimniß zu hüten hatte. Wenn er

Bernd Hansen verrieth, was er gestern gethan, so war er verloren. Er war in der Gewalt dieses Menschen, dessen Stillschweigen er wenigstens mit der größern Hälfte seines Schatzes würde erkaufen müssen, und der ihn unglücklich machen könnte, sobald er wollte. Und schlecht genug, ihn zu verrathen, wenn er ihm den letzten Heller abgelockt hatte, war Bernd Hansen gewiß.

Es war ihm oft genug gesagt, nicht von Frau Carstens allein, daß Bernd Hansen ein Taugenichts und er und seine Kameraden eine sehr schlechte Gesellschaft für einen jungen Menschen von rechtlichem Herkommen und anständiger Erziehung sei. Bis heute hatte Willy nicht darauf gehört, aber heute drängte sich ihm die Wahrheit dieses Urtheils auf.

Ich muß mich in Acht nehmen, dachte er, ich werde heute Abend keinen Tropfen Branntwein trinken. Recht hat er, ich kann nichts verschweigen, wenn ich getrunken habe und in lustiger Gesellschaft bin.

Er bestellte sich ein Glas Bier und setzte sich mit Hansen an einen Tisch, wo mehrere ihrer gemeinschaftlichen Bekannten saßen, die bereits vom Trinken zu lärmender Lustigkeit angeregt waren. Sonderbar, es war Willy heute unmöglich, an ihren Späßen Geschmack zu finden, die ihn sonst immer so sehr be-

lustigt hatten. Er, sonst der Lauteste von allen, mußte sich Gewalt anthun, mitzulachen und mitzusprechen. Er fand ihr Aussehen und ihre Manieren von Minute zu Minute unangenehmer, in demselben Maße, wie das berauschende Getränk seine Wirkung auf die rohen Gesellen äußerte. Bei ihren frühern Gelagen war ihm das Widerwärtige der Trunkenheit nicht aufgefallen, weil er in demselben Zustande gewesen war, wie die andern; aber heute, wo er nüchtern war, und wo er sich im Besitze von 1250 Mark weit erhaben dünkte über diese Habenichtse und Lumpaci Vagabundi, kamen sie ihm abscheulich vor, und er begriff nicht, wie er sie jemals anders hatte finden können. Die Gesellschaft wurde ihm zuletzt so langweilig und unerträglich, daß er unter dem Vorwande, sein leeres Glas wieder füllen zu lassen, aufstand, um wegzugehen.

Als er an den Schenktisch trat, um seine Zeche zu bezahlen, fand er die Wirthin beschäftigt, eine Rechnung aus dem großen Anschreibebuche auszuziehen, eine Arbeit, die der wohlbeleibten Dame sehr schwer zu werden schien, denn die Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Achtzehn und fünf und drei — warte einen Augen-

blick, mein Junge, — achtzehn und fünf macht zweiundzwanzig, und drei — aber das stimmt wieder nicht — gleich bin ich fertig — ach Gott, man verkommt jedesmal darin — man wird verwirrt —, wenn man gestört wird.

Was machen Sie denn da, Madame Steffens? Das ist ja Ihre Arbeit nicht.

Ach nein! war die trübe Antwort. Meine Tochter hat sonst das Rechnen und Anschreiben besorgt. Nun ist sie aber verheirathet, nun muß ich es selbst thun. Es ist eine heillose Arbeit. Und nun geht in den nächsten Tagen die Sophie Christine, das große Auswandererschiff, nach Neuyork ab. Viele von den Matrosen geben mir immer, wenn sie ankommen, ihr Geld in Verwahrung. Sie essen und trinken dann hier im Hause, und wenn das Schiff wieder abgeht, muß ich mit ihnen abrechnen und den Ueberschuß herauszahlen. Bisjetzt hat das immer meine Tochter gethan. Ich weiß noch gar nicht, wie ich diesmal damit fertig werde.

Willy's Augen funkelten, während Madame Steffens ihr Leid klagte. Heute hatte er Glück, hier bot sich wieder eine Gelegenheit, Geld oder wenigstens doch freie Zeche zu verdienen, sodaß er seinen Führerlohn ungeschmälert nach Hause mitnehmen konnte.

Was rechneten Sie denn vorhin? fragte er. Sie sagten ja, es stimme nicht. Lassen Sie mal sehen.

Er zog die Schiefertafel an sich, auf die Madame Steffens sehr große und sehr unförmliche Zahlen gemalt hatte.

Ich weiß nicht, wie's zugeht, sagte sie, aber jedesmal, wenn ich zusammenzähle, kommt eine andere Summe heraus.

Sie haben falsch addirt, ich hörte es vorhin gleich. Achtzehn und fünf sind dreiundzwanzig und drei —

Er addirte laut die ganze Zahlenreihe, machte einen Strich quer über die Tafel, schrieb das Facit mit schönen Zahlen darunter, alles so rasch und gewandt, daß Madame Steffens ihm verwundert zusah.

Du rechnest ja wie ein Alter, sagte sie vergnügt, als er ihr die Tafel hinreichte.

Rechnen kann ich, entgegnete er mit Selbstgefühl. Buchführen verstehe ich auch.

Madame Steffens sah ihn an und sagte mit langgezogenem Ton: So? Wo hast du denn das gelernt?

Nun, ich bin ja nicht hinter dem Zaune aufgewachsen. Mein Vater war Kaufmann; wenn er nicht so jung gestorben wäre, hätte er vielleicht jetzt Schiffe auf der See, so gut wie Godefroy und Merk.

Ich habe was gelernt in der Schule, und nachher bin ich bei einem Kaufmann in der Lehre gewesen.

So?! wiederholte die Wirthin. Na, hör' mal, mein Junge, dann kannst du deine Zeit auch besser anwenden, als hier am Hafen dich herumzutreiben. Du könntest dein Brot leichter und anständiger verdienen.

Sie blickte auf die Schiefertafel, die den Beweis seiner Geschicklichkeit aufwies, und dann wieder auf Willy, und kämpfte sichtlich mit einem Entschlusse.

Der Junge kam ihr zuvor.

Was geben Sie mir, Madame Steffens, sagte er, wenn ich Ihnen die Rechnungen der Matrosen von der Sophie Christine aufschreibe?

Und ehe sie antworten konnte, setzte er rasch hinzu: Sie sollen mir nichts im voraus versprechen; wenn ich die Arbeit gethan habe und Sie damit zufrieden sind, sollen Sie mir geben, was Sie wollen.

Na, versuchen können wir ja deine Künste, meinte Madame Steffens. Komm hierher, in die Stube. Ich will dir Schreibzeug und das Anschreibebuch geben, dann zeige, was du kannst.

So rasch, als wenn es zum Tanze ginge, war Willy hinter dem Schenktisch und folgte der Wirthin mit einem Gefühl in die Stube, als wartete drinnen

seiner die größte Glückseligkeit. Im nächsten Augenblick saß er und schrieb und rechnete mit einem solchen Eifer, daß Herr Schröder und Frau Carstens, wenn sie ihn gesehen hätten, ihren Augen nicht getraut haben würden. Die lärmende Lustigkeit seiner Kameraden und der Matrosen im anstoßenden Gemach schlug an sein Ohr, aber sie lockte ihn nicht, sondern sie ärgerte ihn nur, wenn sie zu laut wurde und ihn im Rechnen störte. Bei diesem Eifer hatte er die aufgegebene Arbeit so rasch vollendet, daß Madame Steffens ihn einen Hexenmeister nannte und ihn fast mit Bewunderung betrachtete. Sie legte ihm mit ernsthaftem Gesicht ein Achtschillingstück hin und sagte: Dein Butterbrot und dein Glas Bier soll auch bezahlt sein. Aber, mein Junge, ich begreife nicht, wie man den Kofferträger spielen und sich zu den Straßenjungen halten mag, wenn man sich unter die Herrenleute setzen könnte, sobald man wollte.

Willy steckte das Achtschillingstück und die Anmerkung stillschweigend ein, denn er hatte die Absicht, noch mehr Geld von Madame Steffens zu verdienen.

Haben Sie morgen wieder solche Arbeit für mich? fragte er höflich. Ueber Tag kann ich nicht, aber die Abendstunden hätte ich frei.

Arbeit gibt's immer! war ihre Antwort. Wenn du wirklich das Buchführen verstehst, so komm' nur morgen Abend wieder, wir wollen dann schon miteinander einig werden.

Mehr laufend als gehend eilte Willy nach Hause. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, Frau Carstens seinen Tagesverdienst zu zeigen.

Sie stand wie gestern Abend vor der Thür, und sah ihm auch ebenso ernsthaft entgegen; war er doch heute noch länger ausgeblieben als gestern.

Schilt nur nicht, Katharine! rief er lustig und hielt ihr den gefüllten Geldbeutel vor die Augen. Komm mit ins Haus, ich will dir zeigen, daß ich arbeiten und sparen kann. Du kannst mir das Geld aufheben. Morgen verdiene ich ebenso viel; ich denke, es wird bald zu einem neuen Sommerrock reichen.

Sie zählte mit vergnügtem Gesicht die kleine Summe zweimal nach, während er einen Abriß der Tagesereignisse gab.

Mit dem Rock hat es noch Zeit, sagte sie, ihn betrachtend. Aber ein Paar Schuhe wollen wir kaufen. Gibt's ein Regenschauer, so läuft dir das Wasser in die Stiefel. Und deine Mütze sieht auch erbärmlich aus. Wann sollst du morgen früh zu den Herrschaften im Hotel de l'Europe kommen?

Um zehn Uhr.

Dann will ich dir noch vorher die Schuhe und die Mütze kaufen, damit du dich anständig präsentiren kannst.

Ja, thue das. Aber sollte es nicht soweit reichen, das du mir auch ein neues Vorhemdchen kaufen kannst?

Ja, mein Junge, das glaube ich kaum.

Wenn auch nichts übrigbleibt, ich will mich morgen schon behelfen. Man sieht mir auf den Kragen und nicht in den Magen. Und wenn ich früh ausgehe, kann ich vor zehn Uhr schon so viel verdienen, daß ich morgen nicht zu hungern brauche.

Frau Katharinens Eheherr, der Zimmermann, stand in der Stubenthür und hörte dies Gespräch mit an. Zum ersten mal seit langer Zeit sagte er zu Willy mit freundlichem Gesicht: Gute Nacht! als dieser an ihm vorüberging, um seine Dachkammer aufzusuchen.

Was für ein Geist ist in den Jungen gefahren! sagte er verwundert zu seiner Frau, sobald sie allein waren.

Hoffentlich ein guter! entgegnete sie mit Thränen in den Augen. Glaube nur, der Willy ist von Herzen nicht schlecht. Wenn seine Mutter am Leben geblieben wäre, so hätte es nie soweit mit ihm kommen

können. Aber die Vormünder sind an allem schuld. Wie kann man denken, daß ein Junge wie der es aushält, den ganzen Tag Sirup und Oel zu messen oder gar als Schuster den Pechdraht zu ziehen. Wenn er nur erst anfängt, vernünftig zu werden, hat's keine Noth mit ihm. Klug genug ist der Junge.

Wenn's nur Bestand hat! meinte der Zimmermann mit bedenklichem Gesicht. Ich glaube noch nicht, daß er sich ändert.

IV.

Willy war unterdeß in der heitersten Stimmung oben angelangt. Ein Gefühl, das er lange nicht mehr gekannt hatte, Wohlgefallen an sich selber, Zufriedenheit mit seinem eigenen Benehmen, durchrieselte ihn auf höchst angenehme Weise. Es hatte ihm heute niemand Schimpfworte gegeben noch Strafpredigten gehalten, im Gegentheil, von allen Seiten, von den Fremden, von Madame Steffens, von Katharine war er gelobt und bewundert worden; sogar Carstens, der ihn sonst immer ansah, als wollte er ihn fressen, war heute freundlich gewesen. Zudem hatte er, den die Langeweile oft genug plagte, einen sehr amusanten Tag verlebt: die Fremden waren äußerst lustig gewesen, und die Rechnungen für Madame Steffens hatte er mit Vergnügen geschrieben; es war ihm eine ganz angenehme geistige Unterhaltung gewesen. Er hatte viel Geld verdient, bekam morgen früh neue

Schuhe, eine neue Mütze und ein neues Vorhemdchen, und war seinem verzauberten Schatze damit eine große Strecke näher gekommen. Wie viele Gründe, guter Laune zu sein! Er sang und pfiff, bis ihm die Augen zufielen, und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen erwachte er mit demselben frohen Gefühl.

Es ist gut, wenn man keinen Branntwein getrunken hat, dachte er während er sich ankleidete, man hat dann am andern Morgen kein Kopfweh. Ich dachte gestern Abend, es wäre unangenehm, daß ich mich vor dem Trinken hüten muß; aber es hat doch auch seine gute Seite. Und nun werde ich schnell nach dem Hafen laufen, die Marktever kommen jetzt an; ich finde wol Gelegenheit, mein Frühstück zu verdienen.

Eilig lief er in den frischen Morgen hinaus, und als er gegen neun Uhr ebenso eilig wieder nach Hause lief, hatte er nicht nur sein Frühstück verdient, sondern er trug auch in der einen Hand eine Düte mit Kirschen, die ihm eine Vierländerin gegeben hatte, und die er Frau Katharine schenken wollte aus Dankbarkeit für ihre Bemühungen wegen seiner Toilette.

Frau Katharine hatte bereits eingekauft und so

billig, daß es nicht allein zu einem Vorhemdchen noch gereicht hatte, sondern sogar vier Schillinge übriggeblieben waren, die in eine Sparbüchse gelegt wurden.

Bringe mir nur heute Abend ebenso viel Geld wie gestern, sagte sie, indem sie den Kragen des Vorhemdchens so weit wie möglich über sein defectes Halstuch zog; bei dem Trödler, von dem ich die Mütze gekauft habe, hing eine sehr nette Weste, die gerade für dich passen würde. Auch ein Beinkleid war da, ganz wie neu; aber dafür forderte er einen Hamburger Thaler. Ich habe ihn gebeten, er solle es bis Sonntag nicht verkaufen, und er hat es auch versprochen. Was meinst du, solltest du wol bis Ende der Woche soviel Geld übersparen können, daß wir eine Weste und das Beinkleid kauften?

Gewiß! Wenn's alle Tage so geht wie gestern, ganz gewiß! fiel er hastig ein. Aber, Katharine, war denn kein Rock da?

O ja, aber —

War er sehr theuer?

Ich habe nicht nachgefragt, weil du ihn ja doch nicht kaufen konntest. Doppelt soviel als das Beinkleid wird er wol kosten.

Doppelt soviel! wiederholte Willy gedankenvoll. Und wenn ich von Brot und Wasser leben müßte,

bis Sonntag muß ich den Rock haben. Aber ich muß fort, die Herrschaften im Hotel de l'Europe warten auf mich.

Er drückte die neue Mütze auf den Krauskopf, besah sich noch einmal wohlgefällig in dem schräg-hängenden Spiegel der Frau Katharine, und ging dann nach dem Hotel de l'Europe.

Gestern hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, niemand werde bemerken, daß seine Stiefelsohlen klafften, heute dagegen meinte er, jedermann müsse es sehen, daß er neue Schuhe, eine hübsche Mütze und tadellos weiße Wäsche trage. Ganz gespannt, was wol die Fremden über seine noble Erscheinung sagen würden, trat er zu ihnen ins Zimmer. Leider mußte er aber die Erfahrung machen, daß die neuen Bestandtheile seiner Toilette die alten nur noch abgenutzter und schmuziger erscheinen ließen. Sein scharfes Ohr erfaßte mehrere spöttische Bemerkungen; der eine der Herren sprach von „schäbig gentil“, ein anderer verglich ihn mit einer halbangestrichenen Thür. Und er selbst, als er sein Abbild in dem großen Spiegel neben einem dieser Herren erblickte, mußte sich eingestehen, daß er bisjetzt einem Besitzer von Doppellouisdor sehr wenig ähnlich sah.

Ich sehe wohl, dachte er, der Rock allein wird's

auch nicht thun. Es muß alles zusammenpassen, jedes Stück muß neu sein. Deshalb heißt es: Aufgepaßt! Gearbeitet! Gespart! In dieser Woche werde ich es wol nicht dahin bringen, in der nächsten aber sicher.

Einen viel bedeutendern Eindruck als auf die Gesellschaft im Hotel de l'Europe machte die Verschönerung seiner Toilette auf Bernd Hansen, den er wie gestern Abend vor der Thür der Madame Steffens antraf.

Willy, Junge! rief er mit spöttischem Erstaunen. Es ist sicher etwas mit dir passirt! Hast du eine Erbschaft gemacht, oder hat dich eine alte verrückte reiche Jungfer als Sohn adoptirt?

Du bist ein Schafskopf! war Willy's Antwort.

Na, ein Schafskopf bin ich nicht, entgegnete der andere, ihn fixirend; und weil ich kein Schafskopf bin, werde ich's herausbringen, was mit dir passirt ist, verlass' dich darauf.

Gib dir keine Mühe, ich will es dir selber sagen, sagte Willy, möglichst unbefangen. Ich trat in eine Pfütze, und da lief mir das Wasser in die Stiefel; ich sah, daß ich neue haben müsse, und da ich wußte' daß mir kein Mensch auf der Welt Stiefel schenken werde, so mußte ich mir Geld verdienen, um sie

kaufen zu können. Das habe ich nun gestern gethan, und heute habe ich mir neue Schuhe gekauft und obendrein eine neue Mütze und ein Vorhemdchen. Morgen werde ich von dem Gelde, was ich heute verdient habe, eine Weste kaufen, und ich werde nicht eher aufhören zu verdienen und zu sparen bis ich alles gekauft habe, was ich nöthig habe. Und es könnte dir gar nicht schaden, wenn du es auch so machtest, denn deine Stiefel scheinen mir auch nicht wasserdicht zu sein.

So! sagte Bernd Hansen. Es hat also keinen andern Grund, als daß dir das Wasser in die Stiefel gelaufen ist? Das ist merkwürdiges Wasser gewesen! Na, Adjes, mein Junge. Holt di jo nich up!

Mit sehr unbehaglichem Gefühl wandte sich Willy von ihm ab und ging zu Madame Steffens hinein. Und dies Gefühl steigerte sich von Tag zu Tag, je mehr Beweise er davon erhielt, daß Bernd Hansen den Vorsatz, ihm sein Geheimniß zu entlocken, nicht aufgegeben hatte.

Es wurde ihm freilich nicht schwer, seinen Fragen auszuweichen; auch den vielfachen Versuchen, ihn zum Trinken zu bewegen, widerstand er leicht genug, da die Absicht deutlich genug war. Aber Hansens Auf- lauern — das nach und nach, durch den doppelten

Aerger über die Fruchtlosigkeit seiner Versuche und über Willy's täglich vornehmer werdendes Aeußere und Benehmen einen entschieden feindseligen Charakter annahm — war ihm deshalb so unangenehm, weil es ihm die Erreichung seines Zieles unmöglich zu machen drohte. Wenn Hansen jetzt schon Verdacht gegen Willy hegte, weil derselbe sich anständige Kleider anschaffte, was würde er erst denken, wenn er in Erfahrung brächte, daß ein Mensch, der noch vor wenigen Tagen mit zerrissenen Stiefeln einherlief, Doppellouisdor ausgegeben hatte! Und wer konnte dafür einstehen, daß Hansen dies nicht erfuhr! Willy fand ihn ja überall auf seinem Wege; wo er ihn am wenigsten erwartet hatte, stand er plötzlich hinter ihm.

Seine Unruhe wuchs, als eines Abends — gerade an dem Tage, wo er sein Ziel, die Erneuerung seiner Garderobe, vollständig erreicht hatte — sein Auge auf folgende, mit großen Buchstaben gedruckte Annonce im „Hamburger Correspondent" fiel:

„Beim Abschluß unserer Kasse fehlen uns funfzig Doppellouisdor. Wer sie zu viel in Zahlung empfangen hat, wolle sie gefälligst zurückgeben an das Comptoir von

J. F. Schröder & Comp.
Große Bleichen Nr. 4."

Wenn Hansen gar schon einen bestimmten Verdacht gegen ihn hegte! Hatte er ihm nicht vielleicht an jenem Nachmittag erzählt, daß er den Reisesack nach Schröder's Haus trüge? Er erinnerte sich dessen nicht mehr, aber möglich war es.

Ich wollte, ich hätte den Schlingel nie gesehen! murmelte Willy zornig. Jetzt habe ich einen guten Rock, aber er nützt mir nichts. Wenn ich auch nicht den Dandy in diesem Anzuge spielen kann, in den Kaufladen könnte ich doch damit gehen, um mir elegantere Sachen zu kaufen, — wenn Bernd Hansen nicht wäre! Aber es geschieht mir recht! Weshalb habe ich mich mit diesen Straßenjungen abgegeben! Das soll mir aber eine Lehre sein! Nun und nimmer will ich mich wieder mit solchem Gesindel einlassen.

Gab es denn aber gar kein Mittel, diesen Spion, diesen Argus blind zu machen?

Er sann lange nach. Endlich fand er dies Mittel. Er mußte fortfahren, wie er begonnen hatte, mußte verdienen und sparen, bis er sich so viel erspart hatte, um vor Bernd Hansen's Augen einen Doppellouisdor einwechseln zu können. Dies mußte bei Madame Steffens geschehen, dann hatte er Zeugen, daß er auf rechtliche Weise in den Besitz eines Goldstückes gekommen war. Und das ließ sich leicht machen, da

er jeden Abend auf einige Stunden zu Madame Steffens ging, um ihr die Bücher zu führen. Er brauchte nur einige Zeit das Geld, das sie ihm dafür zu zahlen pflegte, stehen zu lassen, bis es ein ansehnliches Sümmchen machte, dann seinen übrigen Verdienst einmal mitzubringen und zu sagen: Geben sie mir für dies Geld eine Doppelpistole, Madame Steffens. Ich will Kapitalien sammeln. Das kleine Geld läuft einem durch die Finger. Aber so ein Goldstück, das greift man nicht so leicht an.

Er wußte, daß es lange Zeit dauern werde, bis er eine solche Summe verdient hatte; aber er sah keinen andern Weg als diesen. Aergerlich und ungeduldig war er freilich, daß er noch immer nicht zu seinem verzauberten Schatze gelangen konnte; aber sonst war es ihm gar nicht unlieb, daß er fortfahren mußte, zu leben wie in diesen letzten Wochen. Er fühlte sich bei weitem behaglicher bei seiner jetzigen geregelten arbeitsamen Lebensweise, als früher beim Faulenzen und Trinken und Unfugtreiben. An Gelegenheit zum Erwerb konnte es ihm in der nächsten Zeit nicht fehlen. Die Fremden im Hotel de l'Europe hatten ihn dem Portier sehr empfohlen, und derselbe war seitdem sein ganz besonderer Gönner. Madame Steffens hatte noch auf lange Zeit Arbeit

für ihn. Sie war von Tag zu Tage freundlicher gegen ihn geworden, besonders schien es ihr zu gefallen, daß er keinen Branntwein anrührte. Schon mehreremal hatte sie ihn deswegen gelobt, und gestern Abend, als er sich erbot, in der Wirthschaft ein wenig zu helfen, weil es übermäßig voll in der Schenkstube war, und die Aufwärter nicht rasch genug die ungeduldigen Gäste bedienen konnten, hatte Madame Steffens gesagt: Dich könnte ich brauchen als Kellner. Du bist bei der Hand und bleibst nüchtern.

V.

Der Sommer verging, ehe Willy bei allem Fleiß und aller Sparsamkeit die für seine Verhältnisse so bedeutende Summe erübrigt hatte; aber der tägliche Anblick der Stelle, wo sein verzauberter Schatz lag, und mehr noch Bernd Hansens lauerndes Gesicht, war ihm ein kräftiger Ansporn, der ihn verhinderte, vor Erreichung des Ziels müde zu werden. Und endlich, an einem Sonnabend im Anfang des October, konnte er vor den Augen seiner ehemaligen Kameraden — seit er einen ordentlichen Rock trug, wechselte er kaum ein Wort mehr mit den zerlumpten Gesellen — einen Doppellouisdor bei Frau Steffens einwechseln. Glücklich und stolz wie Rothschild eilte er mit seinem Golde die Treppe zu seiner Dachkammer hinauf.

Jetzt werdet ihr erlöst, ihr Goldvögel, murmelte er seelenfroh und holte, vorsichtig die Ritze erweiternd, eine der versteckten Münzen hinter dem Breterverschlage

hervor. Noch heute Abend spaziert einer von euch mit mir in den Kaufladen und morgen wenigstens noch einer oder vielleicht auch zwei nach Blankenese oder Rainville's Garten. Dieser, den ich mir selbst sauer verdient habe, kann einstweilen eure Stelle einnehmen.

Er nahm bei diesen Worten das Goldstück, das ihm Frau Steffens gegeben, aus dem Geldbeutel und wollte das andere hineinstecken. Dabei stutzte er; es kam ihm ein beunruhigender Gedanke.

„Christian der Achte, König von Dänemark!" las er von dem Rande der Münze. Dies ist ein Däne, und mein Doppellouis ist ein Preuße. Bernd Hansen hat ganz genau zugesehen, als Madame Steffens ihn mir auf den Tisch legte. Wenn er mir aufpaßt, und davor bin ich keinen Augenblick sicher, wenn er sieht, daß ich ein dänisches Goldstück ausgebe, statt eines preußischen, so weiß er gleich, daß die Sache nicht in der Ordnung ist. Und Schröder wird auch wissen, daß in der Rolle Dänen waren und —

Er sann eine Weile nach.

Carstens soll mir das Geld wechseln, sagte er endlich und ging hinunter.

Der Zimmermann war soeben von seiner Arbeit nach Hause gekommen und saß am Fenster mit seinen

beiden kleinen Mädchen, die in Erwartung des Abendbrots, das Frau Katharine im andern Ende der Stube bereitete, einen lustigen Galopritt auf den Knien ihres Vaters machten. Als Willy sein Begehren vorbrachte, stockte plötzlich das fröhliche Spiel. Carstens ließ die Kinder von seinem Schoße gleiten und erhob sich mit ernsthaftem Gesicht.

Die Doppelpistole willst du wechseln, sagte er langsam. Wozu denn?

Ich habe kein kleines Geld, entgegnete Willy, und mag doch im Wirthshause nicht ein Goldstück auf den Tisch werfen.

Er wußte nicht, wie ihm diese Ausrede in den Mund kam; aber er fühlte, als er sie aussprach, daß er wirklich keine Neigung hatte, mit Goldstücken um sich zu werfen.

Im Wirthshause? wiederholte der Zimmermann.

Nun ja, morgen ist Sonntag. Ich habe lange genug gearbeitet und gefastet, ich will mir morgen einmal einen lustigen Tag machen.

Frau Katharine setzte hastig die Schüssel, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch und kam näher.

Willy! rief sie mit erschrockenem Tone.

Er sah sich nach ihr um und sagte: Ich meine doch, ich hätte eine Erholung verdient.

Das hast du, mein Junge, redlich, antwortete ihr Ehemann für sie, das muß dir der Neid lassen. Wer wie du in weniger als drei Monaten mit seiner Arbeit so viel Geld erübrigen kann, wer so viel Gewalt über sich hat, daß er binnen drei Monaten aus einem faulen, zerlumpten, nichtsnutzigen Schlingel ein ordentlicher, anständiger Mensch wird, an dem jeder seine Freude haben muß, — vor dem habe ich allen Respect. Aber gerade weil ich mich über dich freue, gerade weil ich gesehen habe, daß du ein Kerl bist, der sich Respect erwerben kann bei den Leuten sobald er nur will, sieh, gerade deshalb würde es mich ärgern, wenn dein ordentliches Leben in der letzten Zeit nur so ein Aufflackern, ein Strohfeuer gewesen wäre, wenn du vielleicht nur deshalb gearbeitet und gespart hättest, um von neuem trinken, spielen und herumbummeln zu können.

Carstens! mahnte seine Frau mit leisem Vorwurf. Sie hatte gesehen, daß Willy blutroth geworden war. Einmal ist keinmal, setzte sie begütigend hinzu.

Das ist ein dummes Sprichwort, rief der Ehemann unwirsch. Einmal ist nur gar zu oft für allemal. Einmal für allemal wechselt Willy den Doppellouisdor, einmal für allemal fängt er morgen sein altes Bummelleben von vorn wieder an. Ich sehe schon, wie's

kommt! Morgen Abend kommt er betrunken nach Haus, übermorgen hat er Kopfweh und kann nicht arbeiten. Dienstag schilt ihn Madame Steffens, daß er sie im Stiche gelassen hat, er ärgert sich und trinkt von neuem, um die schlechte Laune los zu werden. Und so geht's weiter. Binnen vier Wochen ist das Geld zum Teufel und der gute Rock beim Juden, und mein lieber Willy ist wieder ein Herumtreiber, dem ein ehrlicher Mann drei Schritte ausweicht, statt ihm die Hand zu geben.

Ich werde mich nicht betrinken, sagte Willy trotzig. Und ich kann mit meinem Gelde machen, was ich will.

Das kannst du, mein Junge, es ist dein Geld, entgegnete der Zimmermann mit mehr Ruhe. Ich weiß auch, daß ich dir nichts zu befehlen habe. Du hast ja auch selbst Verstand genug, um zu wissen, ob du jetzt besser daran bist als vor einem Vierteljahr, ob mehr Ehre und mehr Plaisir dabei ist, ein Straßenjunge zu sein, als ein ordentlicher, reputirlicher Mensch. Ich kann dir nur aus gutem Herzen meine Meinung sagen und dir rathen: Laß das Goldstück ungewechselt! Ein junger Mensch muß zuweilen ein Vergnügen haben, das gebe ich zu; man kann nicht immer arbeiten und sparen. Aber die Doppelpistole würde ich nicht wechseln. Wenn einer, der mit gar

nichts anfing, erst so weit ist, daß er zehn Thaler Gold zurücklegen kann, dann ist er eine gute Ecke vorwärts gekommen, dann kann er auch weiter kommen, dann kann er bald ein gemachter Mann sein. Mancher hier in Hamburg, mancher, der jetzt im Senate sitzt, der seine Schiffe nach Ostindien und nach China schickt, hat klein angefangen, mein Junge. Salomon Heine ist hier eingewandert mit einem Thaler Preußisch-Courant in der Tasche, und was für ein Matador ist er jetzt! Der Christian Hellmuth, der deines seligen Vaters Haus gekauft hat, war vor zwanzig Jahren nicht viel reicher als du jetzt bist. Wenn ich so jung wäre wie du, und wenn ich deinen Kopf und deine Kenntnisse hätte, ich wüßte was ich thäte. Ich wechselte die Pistole nicht, um sie zu verjubeln, ich legte sie im Handel an. Ich kaufte mir zum Beispiel eine Kiste Cigarren damit, zu zehn Thaler das Tausend. Die verkaufst du wieder im einzelnen, Stück für Stück einen Schilling, macht tausend Schilling, fünfundzwanzig preußische Thaler. Funfzehn Thaler reiner Profit! Wenn du dein Kapital zehnmal umschlägst im Jahre, hast du hundertundfunfzig Thaler so ganz nebenbei, ohne das, was dir deine Arbeit einbringt.

Willy's Hand, die das Goldstück umschloß, zuckte.

Hundertundfunfzig Thaler? wiederholte er rasch. Mehr, viel mehr! Das erste mal, wenn ich zehn Thaler anlege, habe ich freilich nur funfzehn Thaler Profit. Beim zweiten mal habe ich aber nicht zehn, sondern fünfundzwanzig Thaler Kapital, Profit 37½. Zum dritten mal 25 und 37½ Kapital macht 67½, also Profit 93⅔. Das macht mit dem Kapital 156⅙, also wenn ich nicht zehnmal, sondern schon wenn ich dreimal mein Kapital umschlage —

Er stockte. Blitzschnell überschlug er in Gedanken, was ihm sein verborgener Schatz, auf solche Weise verwendet, im Jahre einbringen könne.

Frau Katharinens Phantasie war ebenso thätig gewesen.

Ach, Willy, sagte sie, wenn ich es doch noch erlebte, daß du ein großes Geschäft hättest und nach der Börse gingest wie dein seliger Vater.

Er warf ihr mit rascher Bewegung das Goldstück zu.

Da, kaufe du die Cigarren für mich, dann sind wir sicher, daß ich das Geld nicht verjuble.

Recht so, mein Junge, gib mir die Hand! rief der Zimmermann, ihm kräftig die Hand schüttelnd. Und nun setze dich zu uns und iß mit uns, und

dann wollen wir uns einmal den Spaß machen und unsere reichen Handelsherren der Reihe nach vornehmen. Du wirst sehen, die meisten haben ihr Geld nicht vom Großvater, nicht einmal vom Vater; selbst haben sie es verdient. Und deshalb kannst auch du noch einmal Millionär werden!

Willy ließ sich nicht lange bitten. Es hatte ihm wenig Ueberwindung gekostet, Frau Katharine den Doppellouisdor zu geben. Oben hatte er deren ja noch eine Menge; wenn er wollte, konnte er diesen im Cigarrenhandel anlegen und einen andern verjubeln. Aber die Lust dazu war verschwunden bei ihm. Als er vorhin Carstens erwiderte, er werde sich nicht betrinken, war es ihm aufs Herz gefallen, daß er überhaupt nicht trinken dürfe, um nicht sein Geheimniß, das ihm ja immer in Gedanken lag, auf die Zunge treten zu lassen. Und wie wenig Vergnügen für einen nüchternen Menschen unter trinkenden und trunkenen zu finden war, das wußte er aus der Erfahruug vieler Abende bei Madame Steffens. Vor einem Vierteljahr hätte es ihm vielleicht Spaß gemacht, andere mit seinem Geld zu tractiren; aber diese drei Monate angestrengter Arbeit hatten seinen Begriff vom Gelde verändert, er hatte keine Lust mehr, wegzuwerfen, was mit so vieler Mühe erworben

wird. Und wen sollte er tractiren? Bernd Hansen etwa und die andern Schlingel, über deren auf ihren ehemaligen Verkehr gestützte Vertraulichkeit er sich jetzt ebenso ärgerte wie schämte? Andere Freunde, wie sie zu seinem jetzigen Selbstgefühl und seiner frühern Erziehung paßten, hatte er ja nicht. Seine ehemaligen Schulkameraden würden, wenn er an einem Vergnügungsort mit ihnen zusammenträfe, wahrscheinlich sehr hochmüthig auf ihn heruntersehen, wenn sie hörten, daß er bei Madame Steffens den Aufwärter und am Hafen den Kofferträger spiele, statt, wie sie, auf dem Comptoir eines angesehenen Geschäfts zu arbeiten. Dies alles war ihm vorhin, als er das Goldstück aus dem Versteck nahm, in der Freude seines Herzens gar nicht eingefallen; auch jetzt würde er es nicht so im einzelnen bedacht haben, wenn nicht das von Carstens angeschlagene Thema ihm eine ganz neue Perspective eröffnet hätte. Das lockendste Vergnügen hätte ihu jetzt nicht aus des Zimmermanns Stube weggezogen, und mit funkelnden Augen und brennenden Wangen ging er auf das Gespräch ein über die Biographie der Großwürdenträger des hamburger Handelsstandes.

Der Anfang ist das Schwerste, sagte Carstens, nachdem eine Reihe von Männern aufgezählt war,

die nur dem eigenen Fleiß ihren Reichthum verdanken. Salomon Heine soll oft gesagt haben, die ersten fünfhundert Thaler zu verdienen sei ihm viel sauerer geworden, als später die Hunderttausende.

Und ich habe schon fünfhundert Thaler! dachte Willy so lebhaft, daß er einen Moment fürchtete, er habe es laut ausgesprochen.

„Wer hat, dem wird gegeben", steht in der Bibel, bemerkte Katharine. Aber es ist doch ein Unterschied unter den Thalern, obgleich einer aussieht wie der andere. Bei dem einen mehren sie sich wie Samenkörner, die man in die Erde steckt, bei dem andern verzehren sie sich wie Schnee vor der Sonne. Wenn Salomon Heine mit fünfhundert Thalern Millionen gewonnen hat, so habe ich einen gekannt, der sprang ins Wasser, weil er nur noch fünfhundert Thaler hatte.

Die letzten fünfhundert Thaler und die ersten, ja die sind freilich himmelweit verschieden, fiel Carstens ein, so verschieden wie Willy's Doppellouisdor, wenn er ihn im Cigarrenhandel anlegt, oder wenn er damit nach Wilkens Keller geht und Champagner dafür auftischen läßt. Im ersten Fall werden fünfundzwanzig Thaler daraus, im letzten Kopfweh und Reue.

Einer, der mit drittehalb Mark in der Tasche in

Hamburg einwandert, sagte Willy mit ernsthaftem Gesicht, der kann wol mit einem Kapital von fünfhundert Thalern fünfmal hunderttausend gewinnen, aber kein reicher Kaufmannssohn, dem seine Lackstiefel und Glacéhandschuhe und Cigarren jährlich wenigstens soviel kosten. Man muß zur Noth hungern und unter freiem Himmel übernachten können. Kein Rock muß einem zu schlecht, keine Arbeit zu mühsam und gering, kein Weg zu weit sein, kurz, man muß Lust und Ausdauer haben, sich anzustrengen und zu entbehren. Und man muß sie auch dann noch haben, wenn aus den drittehalb Mark tausend geworden sind; man muß beim Wassertrinken bleiben können, wenn der Champagner auf dem Tische steht und man das Geld in der Tasche hat, ihn zu bezahlen. Das kann nicht jeder. Ich glaube, ich kann, wenn ich will, mit fünfhundert Thalern mir ein Vermögen erwerben.

Sieh mal an! sagte Carstens wohlgefällig, du sprichst ja, als wenn du sie schon hättest. Ich glaube selbst, mein Junge, du kannst, wenn du willst. Aber die Ausdauer! Bisjetzt hast du sie gerade nicht bewiesen.

Wo sollte ich sie beweisen? rief Willy eifrig. Als Schusterjunge, im Seifenladen oder beim Acten-

abschreiben? Ist's denn der Mühe werth, Ausdauer zu beweisen, wenn man keine andere Aussicht hat, als ewig den Pechdraht zu ziehen, ewig Seife zu wiegen und ewig Acten zu copiren? Wenn ich mich anstrengen soll, will ich wissen, wozu und wofür, sonst genieße ich lieber mein Leben und amusire mich, solange ich jung bin. Zeigt ihr mir die Möglichkeit, etwas zu werden, zu erwerben, was der Anstrengung und Ausdauer werth ist, so versichere ich euch, an meinem Willen soll's nicht fehlen.

Hier ist die Möglichkeit! fiel Frau Carstens ein, das Goldstück in die Höhe haltend. Wenn du so fortfährst, wie in diesem letzten Vierteljahre, so werden deine Herren Vormünder sehen, daß etwas Besseres als ein Schuster in dir steckt, und daß du es weiter bringen kannst als ihre eigenen Herren Söhne. Ich denke, ich erlebe es noch, daß du wieder einziehst in das Haus, aus welchem sie deinen Vater hinausgetragen haben.

Na, wenn das eintrifft, Katharine, rief Willy, so sollt ihr zeitlebens unentgeltlich die Wohnung im Hinterhause haben. Da hast du meine Hand darauf!

Sie schlug lachend ein.

Nun, ich nehme es an. Es wird freilich noch viel Wasser durch die Elbe fließen bis dahin.

Mag sein! entgegnete er mit der Hast der Rührung. Aber wenn ich es je zu etwas bringe, so müßte ich ein grundschlechter Kerl sein, wenn ich vergäße, was ihr für einen armen verlassenen Jungen gethan habt. — Gute Nacht!

Er eilte rasch aus der Stube und die Treppe hinauf. Die halbe Nacht saß er wachend auf seinem Bett und verfolgte die angeregte Gedankenreihe weiter. Sein Glaube an die Möglichkeit, mit Hülfe seiner fünfhundert, nein, bereits fünfhundertundzehn Thaler Gold sich eine Stellung in der Welt zu erringen, wurde allgemach zur festen Ueberzeugung. Nur eine Schwierigkeit zeigte sich, er konnte seinen Schatz nicht im Handel anlegen, weil niemand wissen durfte, daß er ihn besaß. Das Herz schlug ihm bei dem Gedanken, wie rasch und mit welcher Entrüstung wol Frau Carstens das Goldstück hingeworfen haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß es gestohlen war. Um allen Verdacht zu vermeiden, durfte er fürs erste nur für das selbsterworbene Geld einkaufen. Nur nach und nach, ganz unmerklich, durfte er sein Handelskapital vergrößern.

Den Herrn zu spielen, muß ich mir noch für einige Zeit vergehen lassen! schloß er sein Selbstgespräch. Wenn das Ding diesen Haken nicht hätte, so

könnte ich mir statt der Kiste Cigarren einen Cigarrenladen anlegen. Aber fürs erste muß ich Buchhalter und Aufwärter bei Madame Steffens bleiben. Es ist wieder meine eigene Schuld; wenn ich nicht ein solcher Bummler und Thunichtgut gewesen wäre, könnte ich sagen, es hätte mir jemand das Geld geliehen, damit ich einen Handel anfangen könnte. Aber, wer wird es glauben, daß jemand mir Geld anvertrauen würde? Nun es hilft nichts, über das zu reden, was einmal vorbei ist. Wenn ich keinen Credit habe, so muß ich mir Credit erwerben; ich muß mich so aufführen, daß jeder denkt, sein Geld laufe bei mir keine Gefahr. Also aufgepaßt, Willy! Und vor allen Dingen, sei vorsichtig! Halte deine Zunge im Zaum! Heute Abend warst du nahe daran, dich zu verrathen.

VI.

Einige Jahre später prangte über dem Erdgeschosse eines Eckhauses nahe am Millernthor ein neues, glänzend lackirtes Schild mit der Inschrift: „Taback- und Cigarrenhandlung von Wilhelm Bröker."

Ein ältlicher Herr trat eines Nachmittags im Anfange des Winters in den Laden und sagte zu dem jungen Mann hinter dem Verkaufstische: Ich habe meine Cigarrentasche vergessen. Haben Sie eine gute, abgelagerte Havanna?

Ich glaube, daß Ihnen diese gefallen wird, Herr Dr. Brenngarten! war die Antwort. Sie ist ziemlich leicht. Ich weiß, Sie rauchen nicht gern zu schwere Cigarren.

Der Käufer blickte auf.

Kennen Sie mich? fragte er erstaunt und setzte hinzu: Ihr Gesicht habe ich früher schon gesehen.

Ich hatte vor einigen Jahren die Ehre, eine Zeit lang Ihr Schreiber zu sein, antwortete der junge Kaufmann lächelnd.

Ah, Bröker, Willy Bröker! Jetzt erkenne ich Sie wieder. Also zum Handelsfache übergegangen? Auf dem Schilde draußen steht der Name Wilhelm Bröker. Der Inhaber des Geschäfts ist ein Verwandter von Ihnen?

Der Inhaber des Geschäfts bin ich selber! war Willy's Antwort.

Was? Sie? sagte der Doctor gezogen. Haben Sie geerbt oder in der Lotterie gewonnen?

Ein schnelles Roth flog über das hübsche Gesicht des jungen Mannes, und er wartete einige Secunden, ehe er antwortete: Weder das eine noch das andere.

Arbeiten also mit fremdem Gelde? fragte der Doctor weiter, indem er sich bückte, die Cigarre zu besehen.

Es entging ihm dadurch, daß Willy's Züge sich nochmals veränderten, freilich nur auf einen Augenblick, denn in dem nächsten hatte er sich gefaßt und sagte ruhig: Theilweise, ja. Ich habe einige geliehene Kapitalien im Geschäft. Das meiste habe ich mir aber selbst verdient und erspart.

Verdient? Erspart? Womit? Wovon? Als was? Als Commis? In ein paar Jahren?

Nein, Commis bin ich gar nicht gewesen, lachte Willy, jetzt wieder vollkommen unbefangen. Seit ich den Schreiberdienst bei Ihnen quittirte, war ich immer selbständig, einige Wochen, wo mich meine Vormünder als Schusterlehrling untergebracht hatten, ausgenommen.

Selbständig?

Ja. Zuerst war ich den Tag über Kofferträger und Fremdenführer, am Abend Buchhalter und Kellner in einer Schenke.

Und bei dem Geschäfte haben Sie Kapitalien verdient?

Ja, das Kapital, womit ich meine Handlung begründete, zehn Thaler, womit ich die erste Kiste Cigarren kaufte.

Der Doctor blickte auf und sagte mit verändertem Tone: Merkwürdig! Also mit einer Kiste angefangen?

Mit zwei halben. Die feinere Sorte verkaufte ich am Hafen oder andern öffentlichen Plätzen; für die stärkern waren die Matrosen in der Schenke der Madame Steffens meine besten Kunden. Der Handel mit den Matrosen bot mir, als mein Kapital sich ein wenig vergrößert hatte, doppelten Vortheil: ich kaufte ihnen die Sachen ab, die sie von ihren See-

reisen mitbrachten, Muscheln, Vögel, chinesische und indische Waaren und dergleichen, die ich dann wieder mit einigen Procenten Gewinn an hiesige Detailverkäufer absetzte.

Der Doctor hörte ihm aufmerksam zu und beobachtete während des Zuhörens mit scharfem Blicke seine Gesichtszüge.

Das mercantilische Blut! bemerkte er auf seine kurze, abgestoßene Weise. Kein Wunder, daß Sie nicht Schreiber sein mochten. Aber dieser Handel brachte so viel ein?

So sehr viel nun gerade nicht, sagte der junge Kaufmann; lange nicht so viel, als ich mir zusammenrechnete beim Ankauf der ersten Kiste Cigarren. Aber wenn man alle Tage verdient, sei's auch noch so wenig, die Einnahme jedes Tages zurücklegt und das Ersparte gleich wieder ins Geschäft steckt, so' wächst doch das kleine Kapital wie ein rollender Schneeball.

Einnahme! rief der Doctor. Wo bleibt denn die Ausgabe? Haben Sie von der Luft gelebt?

Nicht ganz. Aber mein Appetit ist nicht übermäßig, und ich trinke nur Wasser.

Aber das Vergnügen? Hat das nichts gekostet? Sie meinten früher, man arbeite, um sich zu erholen, und verdiene, um zu genießen.

Ich denke noch so, entgegnete Willy heiter. Ich arbeite und spare, um die Mittel zum Genuß zu erwerben. Nur meine Ansichten von Genuß und Vergnügen haben sich ein wenig geändert.

Geld verdienen ist an und für sich ein Genuß?

Gewissermaßen ja, die erfolgreiche Thätigkeit selbst gewährt Befriedigung.

Ich meine das Haben, den Besitz, das Geld selbst.

Die Münzen, das wirkliche Geld? An und für sich wol nicht. Aber wenn man es in Gedanken verwandelt in das, was man sich für Geld anschaffen kann, dann allerdings. Und noch mehr, wenn man bedenkt, vor welchen Entbehrungen, Gefahren und Unwürdigkeiten man geschützt ist durch den Besitz von Geld.

Sie kennen den Werth des Geldes, sagte der Doctor, immer aufmerksamer ihn ansehend.

Ich habe allerdings mehr Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, als andere.

Ich verstehe, weil Sie einmal gar kein Geld hatten. Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Haben Sie jedes Vergnügen, jeden Genuß sich versagt, um schnell reich zu werden?

Nicht deshalb. Anfangs freilich nahm der Wunsch, möglichst bald aus meiner unangenehmen Lage befreit

zu werden, meine Gedanken völlig in Anspruch; es würde mir Verdruß und nicht Genuß bereitet haben, wenn ich auch nur einen Schilling für etwas nicht durchaus Nothwendiges hätte verwenden sollen. Später, als ich mehr Geld zur Disposition hatte, gab ich deshalb wenig für Vergnügungen aus, weil die mir zugänglichen nicht nach meinem Geschmack, und die mir zugesagt haben würden, mir verschlossen waren.

Und was war Ihnen denn verschlossen?

Die Genüsse der guten, gebildeten Gesellschaft, wie ich sie im Hause meiner Aeltern als Kind kennen gelernt habe.

Das Gespräch wurde durch einen neueintretenden Käufer unterbrochen. Während der junge Kaufmann nach den Wünschen desselben fragte, blieb der Doctor beobachtend am Ladentisch stehen.

Merkwürdig! dachte er. Ohne Kapital! Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Gehört Energie dazu — und Phantasie, Phantasie trotz einem Dichter. Nur in der Vergangenheit und Zukunft leben! Vollständig abstrahiren von der Gegenwart! Interessirt mich, der junge Mann! Möchte mehr von ihm hören. Wie alt kann er denn sein? Höchstens vierundzwanzig. Wird's noch weit bringen. Sieht merkwürdig

gesetzt aus für seine Jahre. Bei aller Lebendigkeit und Freundlichkeit etwas Verschlossenes, Zurückhaltendes, Zugeknöpftes. Muß geistig äußerst einsam gelebt haben.

Sagen Sie mir, fuhr er laut fort, als Willy sich mit einer Entschuldigung wieder zu ihm wandte, sagen Sie mir — ich begreife, daß Ihnen der Umgang nicht behagte, den Sie als Kofferträger und Kellner haben konnten —, was machten Sie, wenn Sie nicht arbeiteten? Sie konnten doch nicht immer arbeiten, es mußte doch auch für Sie Feierstunden und Feiertage geben. Zeitvertreib müssen Sie doch auch gehabt haben, wenn auch kein Vergnügen in Ihrer geistigen Einsamkeit.

Beides habe ich gehabt, erwiderte Willy lebhaft. Auch für den geistig Einsamen gibt es Genüsse. Die Natur hält ja ihre Schätze nicht unter Schloß und Riegel; Sonnenschein, Vogelgesang, grüne Bäume und das immer neue und immer frische Wasser war ja für mich so gut wie für Höherstehende vorhanden. Und dann gibt es ja Bücher, Musik, Theater —

Richtig, Bücher! Ja, ich kenne das. Bin auch in Ihrer Lage gewesen. Habe von Stipendien studirt. Eins haben Sie noch vergessen.

Und das wäre?

Die Träume bei offenen Augen, die Phantasie des Ehrgeizes, das Ausmalen der künftigen, bessern Tage.

Es ist wirklich nicht so schwer, rief Willy lebhaft, vorwärts zu kommen, wenn man ein lockendes Ziel vor Augen und die Hoffnung hat, es zu erreichen.

Ich wundere mich nur, sagte der Doctor, wie Sie in Ihrer völlig mittellosen Lage zu dieser Hoffnung gekommen sind.

Der junge Kaufmann wandte sich rasch zur Seite, um einige Cigarren aufzufangen, die er mit dem Elnbogen vom Ladentische geschoben hatte.

Es muß ein besonderes Ereigniß gewesen sein, fuhr der andere fort, beinahe wie im Selbstgespräch, das den Anstoß zu ihrer Sinnesänderung gegeben hat. Denn eine Sinnesänderung ist es, wenn ein sorgloser Bruder-Lustig ein ehrgeiziger, besonnener, planmäßig handelnder Mensch wird.

Bernd Hansen, den er lange schon aus dem Gesicht verloren, stand lebhaft wieder vor Willy's Seele, und er hörte deutlich die spöttische Frage: Junge, Willy, was ist mit dir passirt? Dasselbe Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit, das er bei dem Spionenblicke seines Kameraden empfunden, durchrieselte ihn, dieselbe Angst, als würde sein Geheimniß

aus dem Herzen auf die Lippen treten, wenn er nicht alle Kraft aufbiete, es zurückzudrängen.

Seine Erschütterung war so groß, daß er sie trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte. Der Doctor bemerkte sie und sagte entschuldigend: Ich habe Sie verletzt, wie ich sehe, ich habe Sie wahrscheinlich an etwas erinnert, woran Sie nicht gern denken. Verzeihen Sie, ich fragte nicht aus Neugier; es interessirt mich, daß jemand so ganz durch eigene Kraft, ohne Mittel, ohne Gönner sich emporarbeiten konnte. Ich achte die Charaktereigenschaften, die dazu gehören. Nun, seit Sie in besserer Lage sind, leben Sie doch nicht mehr wie ein Einsiedler, Sie haben Umgang, der Ihnen zusagt?

Ich habe ein gutes musikalisches Gehör und eine leidliche Stimme von meiner Mutter geerbt, sagte Willy mit unsicherm Tone, ich bin Mitglied einer Liedertafel —

Sänger also! Hm, ein Talent, das jungen Leuten überall die Thüren öffnet. Mit ihren Vormündern und Verwandten stehen Sie wol auch in gutem Vernehmen jetzt?

Der junge Mann erröthete.

Ich gestehe, sagte er rasch, daß ich mich noch nicht habe entschließen können, sie aufzusuchen. Sie haben mich

meinem Schicksal überlassen; ich mußte ohne sie leben, als ich nichts hatte, jetzt kann ich ohne sie leben. Wenn meine Stellung der ihrigen gleich wäre, würde ich vielleicht weniger Bedenken tragen; aber ich bin immer noch ein Anfänger, und meine Verwandten sind reiche Kaufherren, sie würden auf mich herabsehen und mich herunterdrücken wollen, wie sie es nach dem Tode meiner Mutter gethan haben. Und ich sehe den Grund nicht ein, weshalb ich Demüthigungen dieser Art ertragen sollte.

Ich finde diesen Stolz begreiflich, erwiderte der Doctor, und lobe ihn, wenn er nicht zu weit geht. Ihre Verwandten, das sieht man, haben Sie falsch beurtheilt und falsch behandelt; aber es war Mangel an Menschenkenntniß, nicht böser Wille, soweit ich sie kenne. Es wird ihnen gehen wie mir, sie werden sich freuen, daß sie sich geirrt haben, und werden mit Achtung Ihr Streben anerkennen. Ich möchte Ihnen doch rathen, weichen Sie der Gelegenheit, sich ihren Verwandten zu nähern, nicht aus, wenn Sie dieselben auch nicht gerade aufsuchen. Für einen Kaufmann ist es nützlich, Verbindungen zu haben. Sie haben freilich bewiesen, daß man allein auch vorwärts kommt; aber es geht doch rascher, wenn andere zuweilen ziehen oder nachschieben. Ich weiß, was Sie sagen

wollen, ja, früher wäre das Nachschieben nöthiger gewesen als jetzt. Aber, lieber junger Freund, es ist bei weitem leichter und lohnender, einem fortzuhelfen, der selbst seine Kräfte mit anstrengt, als einem, der sich keine Mühe gibt, von der Stelle zu kommen oder gar rückwärts oder seitwärts strebt.

Sie haben recht, Herr Doctor, sagte der junge Kaufmann bescheiden, ich bin nicht ohne Schuld, und es ziemt mir deshalb nicht, den Unversöhnlichen zu spielen. Wenn's sich so trifft, will ich gern meinen Verwandten ein gutes Wort gönnen; nur aufdrängen werde ich mich nicht, das widerstrebt mir.

Das sollen Sie auch nicht. Wissen Sie was? Kommen Sie heute Abend zu mir. Wir haben eine kleine Gesellschaft gebeten. Es sind einige Familien da, die mit Ihren seligen Aeltern befreundet waren; Sie kommen da wieder in den Kreis, zu dem Sie früher gehörten.

Sie sind außerordentlich gütig, Herr Doctor! sagte Willy, vor Freude erröthend.

Sie kommen also? Adieu denn, ich erwarte Sie um 8 Uhr.

Er schüttelte ihm freundlich die Hand und verließ den Laden.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte,

athmete Willy tief auf, als wenn er einer großen Gefahr entronnen wäre. Es schien ihm in diesem Augenblicke, daß er alles bekannt haben würde, gerade wie ehemals als Schreiber, wenn er etwas versehen hatte, falls der Doctor fortgefahren wäre, ihn zu inquiriren.

Was hatte ich auch nöthig, ihm meinen Lebenslauf zu erzählen, dachte er. Es war eine dumme Prahlerei, ich wollte mich meinem ehemaligen Principal von der besten Seite zeigen. Von heute an werde ich mich hüten, von mir selbst zu sprechen; ich werde so kurz und einfach wie nur möglich antworten, wenn ich gefragt werde. Denn diesen Fragen werde ich nicht entgehen; die Freunde meiner seligen Aeltern, meine Verwandten — — Ach, es war mein höchster Wunsch, wieder in den Kreis zu treten, dem meine Aeltern angehörten; nun habe ich den Wunsch erreicht, und die ganze Freude wird mir verbittert durch die einfältige Furcht, daß ich mich selbst verrathen könnte; denn ich selbst müßte es ja thun, kein anderer weiß um die Sache. Es wäre freilich entsetzlich, wenn es jetzt entdeckt würde! Damals, als ich ein armer Lump war, hätten einige Wochen Gefängniß an meiner Lage kaum etwas geändert. Aber jetzt — — Ich mag es nicht ausdenken!

Es zerstreute seine unruhigen Gedanken ein wenig, daß er die Käufer bedienen mußte, die bei ihm einsprachen, aber in jedem einsamen Augenblick kehrten sie wieder. Als wenn ein Blitzstrahl in dunkler Nacht einen Abgrund vor seinen Füßen enthüllt hätte, so war ihm bei des Doctors Bemerkung plötzlich bewußt geworden, wie unsicher der Grund war, auf dem das Gebäude seines Glücks stand. Wenn jener Diebstahl bekannt wurde, so war die ganze Arbeit und Ausdauer dieser schweren, entbehrungsreichen Jahre nutzlos und vergeblich gewesen; sein guter Ruf, die Achtung, die er sich erworben durch ein tadelloses Betragen, war vernichtet. Von der mühsam erreichten Höhe stürzte er wieder in die Tiefe, um sich nie mehr zu erheben.

Als die Zeit kam, sich für die Gesellschaft bei Doctor Brenngarten anzukleiden, hatte er gänzlich die Lust verloren, der Einladung zu folgen, die ihm so schmeichelhaft und erfreulich gewesen war.

Nur der Gedanke, sein Ausbleiben werde bei dem Doctor Verdacht erregen oder vielleicht gar schon erregten Verdacht verstärken, bestimmte ihn endlich doch hinzugehen.

VII.

Es war spät geworden wegen dieser Unschlüssigkeit. Als Willy das wohlbekannte Haus des Doctors betrat, hörte er schon auf dem Gange an dem Gemurmel, welches aus den Zimmern hervordrang, daß die Gesellschaft bereits versammelt war. Eine ihm sonst fremde Befangenheit überfiel ihn, er war fast im Begriff, wieder umzukehren; aber ein Bedienter, der mit einem Theebret voll leerer Tassen aus dem Saale trat, machte ihm den Rückzug unmöglich, indem er eilig die Thür weit öffnete und ihn durch eine Verbeugung zum Eintreten einlud.

Diese Höflichkeit des Bedienten gab aber auch Willy's Gedanken plötzlich eine andere Richtung, sie rief ihm ins Bewußsein, daß er eine Stufe erreicht, zu welcher er lange hingestrebt hatte, und daß von dem heutigen Abend an seine Stellung im Leben eine weit bessere, seinem Ehrgeiz und seinem Geschmack

entsprechende werden müsse, wenn er sich passend benehme. Scheu und Verlegenheit, in eine elegante Gesellschaft zu treten, empfand er nicht, er war von Natur keck und voll Selbstvertrauen. Hatte er auch mehrere Jahre fern von der gebildeten Welt gelebt, so war er doch schon als Kind an die Gebräuche und Sitten der guten Gesellschaft gewöhnt worden und wußte, wie er sich zu benehmen hatte. Er durchschritt deshalb ungezwungen und mit freiem Anstande das erste Zimmer bis zur offenen Flügelthür des zweiten, in welcher der Hausherr stand, der ihm, sobald er ihn bemerkte, rasch entgegenkam und ihm die Hand reichte.

Ehe der Doctor aber noch seinen freundlichen Vorwurf, daß Willy so spät komme, ganz beendet hatte, gebot ein auf dem ganz nahe stehenden Piano angeschlagener Accord Stillschweigen und nöthigte beide an dem Platze, wo sie waren, zu bleiben statt zu der Frau vom Hause vorzudringen.

Eine weiche Frauenstimme begann zu singen:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr stoßt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Vor Willy's Augen verschwand die ganze Umgebung, nur einen flimmernden Nebel sah er durch die Thränen, die er kaum zurückdrängen konnte mit den hastig geschlossenen Augenlidern. Wie aus einem Traume erwachend, hörte er den Doctor sagen: Hier, Fräulein Hellmuth, stelle ich Ihnen einen Musikfreund vor, Herrn Bröker, den sie durch ihren Gesang zu Thränen gerührt haben.

Der junge Mann nahm sich gewaltsam zusammen und blickte, sich verbeugend, zu der Angeredeten auf. Er sah ein junges Mädchen vor sich mit einem feinen, intelligenten Gesicht, in welchem ein Paar milder blauer Augen das Auffallendste war.

In der That, stammelte er, ich war so überrascht, so ganz unvorbereitet —

O, sagte die junge Dame mit bescheidenem Erröthen, es ist wol nicht mein Gesang gewesen. Die Composition gibt den Text so getreu wieder. Als ich sie zum ersten mal hörte, überwältigte sie mich auch. Ich habe ordentlich eine Vorliebe für Goethe, seit ich das Lied kenne.

Weshalb? fragte der Doctor und ein Herr, der am Piano saß und vorhin ihren Gesang begleitet hatte, zu gleicher Zeit. Und letzterer fügte hinzu: Vorliebe für Goethe? Sie, Fräulein Hellmuth? Wegen der Pein oder wegen der Schuld?

Wegen der Pein wol, trotz der Schuld, sagte Willy, so ruhig, wie er vermochte.

Ein freundlicher Blick der Dame antwortete zuerst ihm allein, dann erwiderte sie allen dreien: Ich weiß nicht warum, aber früher mochte ich Schiller viel lieber als Goethe, der mir immer als ein vom Glück verwöhnter herzloser Mensch geschildert wurde. Aber wenn er das gewesen wäre, hätte er unmöglich dies Lied dichten können.

Ein echtes Damenurtheil! sagte der Herr am Klavier mit überlegenem Lächeln. Nicht was ein Dichter leistet, sondern wie und was er ist, bestimmt die Sympathien der Damen. Sie legen überall den moralischen Maßstab an statt des ästhetischen. Das Genie muß vor allem die Eigenschaften eines Philisters haben, sonst „mögen“ sie es nicht.

Wenn sie recht hätten, entgegnete das Fräulein mit unverminderter Freundlichkeit, so würde unsere neueste Literatur nicht viele Freunde besitzen.

Sie haben nicht recht, entschied der Doctor.

Fräulein Lina hier ist nur eine rühmliche Ausnahme, sonst schwärmen augenblicklich die Damen am meisten für Dichter und Helden der Dichtung, die eher alles andere als ehrliche Leute sind. Von Victor Hugo, Eugen Sue und Dumas bis auf Heine und das Junge Deutschland, von Byron und Shelley bis auf den Verfasser des „Jack Sheppard" und den des „Paul Clifford" ist wol keiner der Lieblinge unserer Lesewelt einer übermäßig moralisirenden Richtung wegen anzuklagen. Der Held, der nicht mindestens einen Mord und ein Dutzend gebrochener Frauenherzen auf der Seele hat, ist ein Pinsel, die Heldin, die nicht stets den Giftbecher oder den Dolch für den Treulosen oder die Nebenbuhlerin in Bereitschaft hat, eine Gans. Und am Ende, was höchst charakteristisch ist, holt meistens der Teufel den Helden. Und dafür schwärmt unser zartes Geschlecht.

Ich gehöre nicht zu den Schwärmerinnen, sagte Fräulein Lina lächelnd, und Byron's Dichtungen, zum Beispiel, haben bei aller Schönheit etwas Abstoßendes oder vielmehr Beängstigendes für mich. Manfred, Lara, der Giaur, Childe Harold, alle haben eine schwere Schuld auf dem Gewissen; sie gehen umher wie böse, der ewigen Verdammniß verfallene Geister; es ist kein Frieden in ihnen, keine Versöh-

nung für sie zu hoffen. Mir grauet vor diesen Gestalten, und doch, ich kann es nicht leugnen, interessiren sie mich. Weswegen fühlt man dies Interesse? Ich glaube fast, Herr Bröker hat recht, wegen der Pein, trotz der Schuld.

Ich behaupte das Gegentheil, sagte der Herr am Klavier sehr bestimmt: wegen der Schuld fühlt man Interesse. Und je größer die Schuld, desto größer das Interesse. Es gehört Kraft dazu, ein großes Verbrechen zu begehen, und diese Kraft ist es, die wir bewundern. Ein jämmerlicher, einfältiger Philister kann gar kein großes Verbrechen begehen, das Herz und der Geist fehlt ihm dazu.

Willy's Pulse klopften bei diesem Gespräche, aber er hielt es für nöthig, Antheil daran zu nehmen.

Soviel ist gewiß, fiel er ein, Wagner wäre nicht im Stande, wie Faust sich dem Teufel zu verschreiben, Gretchen zu verderben und Valentin zu erschlagen.

Schöne Grundsätze! rief der Doctor. Alle Spitzbuben müssen sich bei Ihnen bedanken.

Halt! sagte der am Klavier. Von Spitzbuben ist hier nicht die Rede. Ein gemeiner Verbrecher erweckt keine Sympathien, in der Kunst so wenig wie im Leben. Sie können sofort die Probe machen, wenn Sie Manfred von Byron nehmen. Der Dich-

ter nennt die That nicht, die sein Held begangen hat und deren Bewußtsein ihn so unglücklich macht; der Leser kann sie sich so abscheulich und schrecklich denken, wie sie nach seinem Ermessen sein muß, um eine so entsetzliche Reue hervorzurufen; es wird aber keinem einfallen, anzunehmen, daß Manfred ein entehrendes Verbrechen begangen, zum Beispiel gestohlen hätte. Bei solcher Annahme würde niemand das Buch zu Ende lesen, alles Interesse für den gemeinen Menschen würde wegfallen. „Es ist schimpflich, eine Börse zu stehlen", sagt Fiesco, „es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist groß, eine Krone zu rauben."

Es war ein Glück für Willy, daß sich der Redner, wie ein Schauspieler nach einer glänzenden Tirade, nach der andern Seite wandte, wo mehrere Herren standen, die bereits versucht hatten, ihn anzureden.

Herr G . . . , sagte der Doctor halblaut zu Fräulein Hellmuth — er nannte den Namen eines bekannten Schriftstellers, der in den vierziger Jahren in Hamburg lebte — Herr G. ist ein geistreicher Mann, aber etwas absprechend.

Man wird ganz niedergedonnert durch ihn, entgegnete sie mit einem freundlichen Augenwink nach

Bröker, der noch immer wortlos dastand. Er hörte nur undeutlich, was sie sagte, aber er fühlte die Nothwendigkeit, sich zu beherrschen, um den Eindruck, den er empfangen hatte, nicht merken zu lassen. Mit Aufbietung seiner ganzen Kraft bekämpfte er das Zittern seiner Stimme und den gewaltigen Schlag seines Herzens, und versuchte, die Unterhaltung wieder zu beginnen.

Sie sprachen vorhin Ihre Verwunderung aus, sagte er, daß Goethe ein so trauriges Lied dichten konnte, wie das, was Sie vorhin sangen. Es ist allerdings wunderbar, daß nicht Schiller, dessen ganzes Leben eine Kette von Schwierigkeiten, ein Ringen gegen Noth und Sorge war, sondern Goethe, der glücklichste aller Dichter, den Schicksal und Menschen mit allen Gaben überhäuft haben, es geschrieben hat.

Gar nicht wunderbar, entgegnete der Doctor für die Dame. Gerade weil Schiller ohne Unterlaß kämpfen und ringen mußte um seine materielle und geistige Existenz, gerade deshalb hatte er keine Zeit Grillen zu fangen und in unfruchtbaren Reuegedanken zu wühlen. Nur die sogenannten Glücklichen, die da haben und nicht mehr erringen wollen, fangen an zu grübeln über das Unrecht, das Sie andern gethan

durch ihr Streben, der eigenen Berechtigung Raum zu schaffen. — Doch ich wollte Sie meiner Frau vorstellen. Kommen Sie. Sie finden bei ihr mehrere Freundinnen ihrer seligen Mutter.

Er wandte sich so rasch, daß Bröker sich kaum durch eine kurze Verbeugung von Fräulein Hellmuth verabschieden konnte.

VIII.

Die Doctorin Brenngarten und die ältern Damen, die mit ihr um den Sophatisch gereiht saßen, begrüßten den jungen Mann, den sie schon als Knaben gekannt hatten, mit vieler Freundlichkeit, die ihm nach dem aufregenden Gespräche, dem er entronnen, so wohl that, als käme er aus der stechenden Sonnenglut in den Schatten. Er beantwortete deshalb die vielen Fragen der Damen sehr bereitwillig und artig, und zeigte sich so liebenswürdig wie möglich.

Augenscheinlich übertraf sein Benehmen die Erwartung; mancher von den Damen mochte das Bild des kleinen ungezogenen Willy noch vor der Seele schweben.

Eine der ältern, eine entfernte unverheirathete Verwandte seines Vaters, deren scharfe Züge ihm noch von früher her im Gedächtniß geblieben waren, konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf einige

Anekdoten aus seiner Kindheit hinzudeuten, die wol seinen Verstand, aber nicht seine Fügsamkeit in gutem Lichte erscheinen ließen. Er lachte aber harmlos und ohne Empfindlichkeit, und versicherte dem alten Fräulein, sie werde, wenn sie ihm erlaube, von dem Rechte der Verwandtschaft Gebrauch zu machen und sie zu besuchen, gewiß finden, daß er solche Unarten ganz abgelegt habe und namentlich liebenswürdigen Damen gegenüber fromm wie ein Lamm sei. Sie lachte ebenfalls, durch diese Antwort entwaffnet, und er hatte die Genugthuung, daß sie, während er eine Frage der Frau Doctorin beantwortete, halblaut ihrer Nachbarin vertraute, sie finde ihn ganz allerliebst, er habe ganz das Gesicht und das Wesen seines Vaters, nur die Augen und der blonde Krauskopf seien ein Erbtheil von der Mutter. Die Nachbarin stimmte zu und bemerkte noch überdies, er sehe interessant aus und seine Unterhaltung sei viel gehaltvoller als die der meisten andern jungen Kaufleute.

Aber das Behagen, das er bei dieser gemüthlichen Unterhaltung fand, schwand plötzlich. Er hörte in nächster Nähe eine Dame halblaut auf die Mittheilung einer andern sagen: Er hat gestohlen?! Was sie sagen! Mein Gott, man kann doch keinem mehr trauen!

Die Rückäußerung der andern Dame zeigte Bröker, daß nicht von ihm, sondern von einem Bedienten die Rede war, den sie wegen Unredlichkeit desselben entlassen hatte. Aber dies milderte die brennende Scham in der Seele des Schuldbewußten nicht; denn Scham war es, was er heute Abend, seit jener Unterhaltung am Klavier, empfand, nicht mehr Furcht vor Entdeckung wie vor Eintritt in diese Gesellschaft. Keine der Damen hier, davon hielt er sich überzeugt, würde die Grausamkeit haben, den Sohn ihrer verstorbenen Freunde der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern; aber wie erschrocken würden sie von ihm zurückweichen, mit welcher Verachtung würden ihre Blicke auf ihm ruhen, wenn sie wüßten, wen sie als anständigen, gleichberechtigten Gesellschafter in ihren Kreis aufgenommen hatten. Es kam ihm vor, als hätte er gar kein Recht, hier zu sein, als hätte er sich unter fremdem Namen hier eingeschlichen und müsse jeden Augenblick erwarten, entlarvt nnd mit Schimpf und Schande fortgewiesen zu werden.

Er fuhr zusammen, wie von einem elektrischen Schlage berührt, als er seinen Namen von dem Doctor Brenngarten aussprechen hörte. Aufblickend sah er in das Gesicht eines seiner Verwandten, des Herrn Imholz, desjenigen, der hauptsächlich Ver-

anlassung gewesen war, daß man den Taugenichts Willy einem Schuster in die Lehre gegeben hatte. Der Ausdruck in den Zügen und die Haltung des stattlichen Handelsherrn verriethen, daß er entschlossen war, die früher ergriffenen, Willy's Stolz so tief beugenden Maßregeln auch jetzt noch, trotz der veränderten Umstände, zu vertreten. Es war für ihn durchaus keine angenehme Ueberraschung gewesen, als er durch den Doctor Brenngarten erfuhr, sein Neffe befinde sich in demselben Zimmer mit ihm. Die Verwandtschaft — Willy's Mutter war eine Schwester der Frau Imholz — war von Herrn Imholz nur solange Herr Bröker lebte als eine Ehre und Annehmlichkeit angesehen worden, später wurde sie eine Last, und der Taugenichts Willy drohte sie zu einem Schandfleck für die respectable Familie zu machen. Herr Imholz war herzlich froh, als er nichts mehr von ihm hörte, und wenn er in diesen vier Jahren an ihn gedacht hatte, so war es gewiß mit dem Wunsche geschehen, daß er niemals wieder von ihm hören möchte.

Deshalb war sein erstes Gefühl bei der Mittheilung des Doctors ein höchst unbehagliches. Die Befürchtung, daß der Neffe Ansprüche an die Kasse des Onkels machen werde, verschwand freilich bei der

Erzählung des Doctors, wo und wie er den jungen Mann gefunden hatte; aber es wäre schwer zu entscheiden, ob es Herrn Imholz nicht angenehmer gewesen wäre, Willy als Bettler statt als anständigen, wohlhabenden Menschen vor sich zu sehen. Dem Bettler hätte er sagen können: Habe ich es dir nicht prophezeit? Dem wohlgerathenen prosperirenden jungen Kaufmann gegenüber fühlte er sich im Unrecht und hielt sich überzeugt, daß der „naseweise freche Bengel" ihm dies Unrecht trotzig „unter die Nase reiben" werde. Aber Willy dachte nicht an Trotz; die Rache für das Unrecht, das er vor Jahren erlitten, lag in diesem Momente seinen Gedanken ganz fern, so oft er sich auch sonst auf den Augenblick gefreut hatte, wo er „diesem hochmüthigen Geldprotzen" zeigen könnte, daß er trotz ihm zu einer Stellung gelangt sei. Schüchtern, fast demüthig erwiderte er den kurzen Gruß des Onkels. In seinem Herzen klang es wie „vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben". Für den Augenblick war sein Stolz vollständig niedergedrückt.

Die Stirn des Kaufmanns entrunzelte sich, der strenge Blick wurde milder, und er sagte beinahe höflich: Ich höre von Herrn Doctor Brenngarten, daß es dir gut geht und daß du ein ordentlicher Mensch geworden bist.

Herr Doctor Brenngarten ist sehr gütig, daß er mir ein solches Zeugniß gibt, entgegnete Willy mit mehr Muth, aber bescheiden.

Du hast Freunde gefunden, wie ich höre, fuhr Herr Imholz fort, durch deren Hülfe es dir möglich geworden ist, ein kleines Geschäft zu etabliren. Ein bischen früh! Du hättest immer noch einige Jahre warten und dir vorher in fremden Geschäften Erfahrungen sammeln können.

Mit einem freien Gewissen würde dem jungen Kaufmann bei dieser Rede der Kamm geschwollen sein; aber er hatte nicht den Muth, wie heute Nachmittag dem Doctor Brenngarten, seinem stolzen Onkel zu erwidern: Ich habe allerdings einige geliehene Kapitalien im Geschäft, das meiste aber habe ich mir selbst verdient und erspart. Stillschweigend ließ er die geringschätzige Voraussetzung seines Onkels gelten und machte keinen Versuch, den gestrengen Onkel zu unterbrechen.

Du verkaufst Cigarren? inquirirte Herr Imholz weiter.

Ja. Seit Ostern fabricire ich auch Cigarren.

Der Onkel stutzte.

So? — Eine Fabrik? — Nun, du hast Unternehmungsgeist. Wie viele Arbeiter beschäftigst du?

Der Neffe gab willig und höflich Auskunft über

alles, wonach Herr Imholz fragte; aber vorsichtig gemacht durch das Gespräch mit dem Doctor, vermied er jede Prahlerei über sein eigenes Verdienst bei der Wendung, die seit fünf Jahren sein Schicksal genommen hatte.

Willy betonte stark, daß er Glück gehabt habe, hob die Freundlichkeit hervor, die Frau Carstens und ihr braver Ehemann und manche andere, wenn auch nur ganz einfache und geringe Leute, für ihn gehabt hätten; aber er hütete sich vor jedem Ausdruck, den Herr Imholz als einen Vorwurf hätte deuten können, daß er nichts für seinen Neffen gethan habe. Er führte einige Beispiele an, wo er durch schnelle Benutzung der Umstände werthvolle Sachen zu Spottpreisen gekauft und äußerst vortheilhaft wieder verkauft hatte, erzählte, daß er, um das Geschäft vollständig kennen zu lernen, eine Zeit lang als einfacher Arbeiter in einer Cigarrenfabrik gewesen sei, kurz, er bemühte sich, seinem Onkel eine Erklärung der überraschenden Veränderung seiner Glücksumstände zu geben. Es war natürlich, daß seine Energie, sein Fleiß und seine Intelligenz dabei im vortheilhaftesten Lichte erschienen; aber das Bewußtsein, daß er nur die halbe Wahrheit sage, daß nicht die Früchte seiner Arbeit, sondern die gestohlenen fünfhundert

Thaler die Grundlage seiner jetzigen Situation seien, die innere Ueberzeugung, daß er ohne diese Summe mit aller Ausdauer vielleicht in diesen vier Jahren einige hundert Thaler, aber nimmermehr die Mittel ein Geschäft zu etabliren, sich hätte ersparen und verdienen können, dieses Bewußtsein gab jedem seiner Worte und Mienen das Gepräge von Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, das auf Herrn Imholz sichtbar den günstigsten Eindruck machte.

Nun, sagte Herr Imholz mit Herablassung, du magst doch nicht so ganz unrecht gehabt haben, wenn du nicht Schuster werden wolltest. Und es hat dir, wie es scheint, sehr wohl gethan, daß du in die Nothwendigkeit versetzt wurdest, dir selbst zu helfen und auf dich selbst zu rechnen. Du wärst nicht, was du bist, hättest du dich auf anderer Hülfe verlassen können.

Durch Willy's Seele zuckte der Vers:

> Ihr stoßt ins Leben ihn hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden,
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein.

Seine bei aller Qual dieses Abends behauptete Selbstbeherrschung verließ ihn, und er sagte mit der ganzen Bitterkeit, die er augenblicklich empfand:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Der selbstzufriedene Ausdruck in dem Gesicht des reichen Mannes verschwand plötzlich. Er hatte den „Wilhelm Meister" nicht gelesen und von dem Gesang vorhin schwerlich eine Silbe gehört, da ihm Musik und Literatur sehr gleichgültig waren. So wirkte das Goethe'sche Wort auf ihn mit der ganzen Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks und traf ihn wie eine schwere Anklage, daß er seinen Neffen erbarmungslos allen Wechselfällen des Lebens preisgegeben hatte. Die Zunge versagte ihm den Dienst, hustend und stotternd konnte er nach einer Weile erst die Aufforderung hervorbringen, ihn zu besuchen und das alte Familienverhältniß wieder anzuknüpfen.

Willy dankte einsilbig für die Einladung, seine Aufmerksamkeit wurde von einer andern Seite in Anspruch genommen. Sie hatten sich während ihrer Unterhaltung in ein Nebenzimmer zurückgezogen, wo außer dem Doctor bereits mehrere Herren sich zusammengefunden hatten, um außerhalb des Bereichs der Damen eine Cigarre zu rauchen. Die meisten dieser Herren waren Collegen des Doctors, und da,

wo Juristen versammelt sind, immer die Fachwissenschaft derselben Gegenstand des Gesprächs wird, so unterhielt man sich von Processen und erzählte Criminalgeschichten.

Wunderbar ist's doch, sagte einer der jüngern Advocaten, daß und wie die geheimsten Thaten ans Tageslicht kommen! Aus wie feinen Fäden spinnt sich oft das Netz, in welchem sich der Verbrecher fängt! Und wo gar kein Zeuge ist, wo niemand und nichts verrathen kann, da verräth sich der Thäter selbst. Die Geschichte von den Kranichen des Ibikus und der Sonne, die es an den Tag bringt, wiederholt sich in hundert und tausend Variationen. Ich muß ihnen doch einen Fall erzählen, der mir neulich in meiner Spitzbubenpraxis vorgekommen ist.

Herr Imholz, dem die Wendung, welche das Gespräch mit seinem Neffen genommen hatte, unbehaglich geworden war, horchte auf, froh über die Unterbrechung, und Willy blieb seinen Gedanken überlassen. Es kam ihm vor, wie er so dasaß und die Erzählung des Advocaten anhörte, als senke sich ein grauer Nebel immer tiefer und tiefer und verhülle seine Gegenwart und Zukunft. Gab es wirklich in der ganzen weiten Welt etwas wie Freude, Genuß, Glück für ihn? War nicht sein ganzes Leben ver-

giftet durch die eine That? Wie ein Gespenst ging die Erinnerung mit ihm durch die menschengefüllten Räume, keinem sichtbar als ihm, immer von neuem auftauchend, wenn er aufathmen wollte in dem Wahne, daß es verschwunden sei. Was ihm in den Gesprächen am Klavier, am Theetisch der Damen und hier unter den Männern die Tiefe der Seele aufgeregt hatte, es war ja nichts Ungewöhnliches, nichts als was er alle Tage und allenthalben erwarten mußte, zu hören, für jeden andern unverfänglich, nur nicht für ihn.

Er blickte in das Glas, das vor ihm stand. Nicht einmal Vergessenheit war für ihn erreichbar. Die Geister des Weins, die so manchen auf Augenblicke aus der Region der Sorge und des Kummers hinauftragen in helle, sonnigere Atmosphären, waren Dämonen für den Schuldbewußten, den sie hohnlachend in den Abgrund stürzen würden. Selbst dem Schlafe durfte er sich nicht ruhig und sorglos in die Arme werfen. Wer versicherte ihm, daß er nicht im Traum sein unseliges Geheimniß verrieth, wie der Verbrecher, von dem der junge Advocat erzählte.

Bayerische Staatsbibliothek München

IX.

Die trüben Gedanken des jungen Mannes wurden durch die Aufforderung des Doctors unterbrochen, ihm ins andere Zimmer zu folgen, um sich zu Tische zu setzen. Willy blickte nach der Thür, die nach dem Gange führte; wenn er nicht befürchten mußte, man werde, Gott weiß welche, Schlüsse aus seinem Verschwinden ziehen, wie gern hätte er sich der Qual, die sicher noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte, entzogen. Aber er wagte es nicht, und zögernd, als erwarte ihn im Saale ein Feind oder ein Richter, folgte er den andern Herren. Dicht am Eingange blieb er stehen und sah, fast ohne sich bewußt zu werden, daß er sah, in das Gewirre der Damen und Herren, die unter Scherz und Lachen ihre Plätze an der reichbesetzten, von Licht und Silber glänzenden Tafel suchten. Ihm kam diese Fröhlichkeit vor wie etwas, woran er keinen Theil habe, was ihm un-

erreichbar sei. Wie das arme Volk, das draußen steht und durch die Fenster in den hellen Ballsaal schaut, sah er in die heiter lachenden Gesichter. Eine Weile hatte er so gestanden, als ihn die Empfindung, als würde er unverwandt angesehen, bewog, seine Stellung zu wechseln. Er blickte auf und begegnete dem Blicke von Fräulein Hellmuth. Sie wandte sich in demselben Moment zu ihrer Nachbarin, aber ihm blieb der Ausdruck ihres Gesichts im Gedächtniß. Sie hatte ihn nicht angesehen wie einen gleichgültigen Gegenstand, dem nur die Neuheit Interesse leiht; Theilnahme, ja mehr als das, Mitleid hatte unverkennbar in ihren Augen gelegen. Er konnte nicht darüber nachgrübeln, was sie wol von ihm und seinem Schicksal erfahren haben könne, um ihn so anzusehen. Der Doctor Brenngarten rief von der andern Seite des Tisches seinen Namen.

Kommen Sie hierher, Bröker, hier ist Ihr Platz. Fräulein Hellmuth, ich hoffe, Sie werden nicht unzufrieden mit Ihrem Nachbar sein, ein paar Musikfreunde finden immer Stoff zur Unterhaltung.

Zum ersten mal heute Abend zog ein Gefühl von Freude durch Willy's Seele. Er war rasch an Fräulein Hellmuth's Seite, und der Ton, mit dem er sich dem Doctor zum größten Danke verpflichtet

erklärte, weil er ihm das Vergnügen verschafft habe, an ihrer Seite zu sitzen, war für ein Compliment so warm und herzlich, daß sich die junge Dame, ein wenig verlegen, nach einer freundlichen Verbeugung zu ihrem Nachbar an der andern Seite wandte. Sie hatte das Compliment aber doch nicht übel genommen. Willy's feinem Ohr entging die leise Antwort nicht, die sie auf eine Bemerkung des Herrn an ihrer linken Seite gab. Der arme Mensch! flüsterte sie. So früh Vater und Mutter zu verlieren und so in die Welt hineingestoßen zu werden. Man sieht es ihm an! Wie ernst er ist! Sehen Sie, dort unten sitzt der junge Imholz. Wie ähnlich sind die beiden Gesichter — und doch wie verschieden!

Unwillkürlich warf Willy einen Blick in den Spiegel, der ihm gegenüber hing. Was war es, das man ihm ansah? Trug er das Kainszeichen, die Signatur des Verbrechens an der Stirn? Nein, etwas Böses konnte sie nicht meinen, sie zog wol nur zu seinen Gunsten die Parallele zwischen dem glatten selbstgefälligen Gesicht seines blonden, rothwangigen Cousin und seinem von Arbeit und Nachdenken geschärften und entfärbten Zügen. In ihrer ganzen Persönlichkeit — er konnte sie im Spiegel beobachten — zeigte sich keine Spur von Schärfe. Der

Ausdruck des Gesichts, der Ton der Stimme, die Bewegungen des Kopfs und der Augen, alles trug das Gepräge der Sanftmuth und der unverkennbaren Gutherzigkeit. Nein, wenn er dies liebe Gesicht betrachtete, und wenn er sich an den Blick erinnerte, mit dem sie ihn vorhin angesehen, so konnte er nicht glauben, daß sie etwas Böses von ihm wußte oder vermuthete.

Je länger der junge Mann das Spiegelbild vor ihm betrachtete, desto anziehender erschien es ihm. Es war keines jener Gesichter, die beim ersten Anblick blenden und für die ein Ballsaal der passendste Rahmen ist. Den feinen regelmäßigen Zügen fehlte die Rundung und der Farbenglanz der ersten Jugend, es war, was man ein Madonnengesicht nennt, ein weißes ruhiges Gesicht mit dem Ausdruck der Innigkeit, des Wohlwollens und der Geduld. Schwerlich würde Willy, wenn sein Leben bis dahin verlaufen wäre wie das seines Cousin, für diese stille, einfache Schönheit Verständniß gehabt haben; eines jener lustigen, rosigen Mädchen ihm gegenüber, dessen lachende Augen wie Schmetterlinge von einem Gegenstand zum andern flogen, würde dem Geschmack eines lebhaften vierundzwanzigjährigen jungen Mannes wahrscheinlich besser zugesagt haben. Aber jetzt, mit

der Last auf seiner Seele, fühlte er sich von dem milden Lichte dieser blauen Augen angezogen, wie ein Wanderer im Sturm und Regen von dem Lichtschein aus dem Fenster einer Schutz und Ruhe verheißenden Hütte.

Die junge Dame mußte es bemerkt haben, daß er sie so unverwandt im Spiegel betrachtete; das Blut stieg ihr in die Wangen, wie vorhin, als der Doctor ihr seinen Schützling mit den Worten vorstellte, sie habe denselben zu Thränen gerührt mit ihrem Gesang. Sie senkte den Kopf und spielte in ihrer Verlegenheit mit einem Papierstreifen, der vor ihr auf dem Tische lag. Es war der Zettel mit Willy's Namen, der vorhin sein Couvert bezeichnet hatte.

Herr Willy Bröker! las sie. Wo habe ich doch kürzlich den Namen gelesen? Ach, da fällt's mir ein! In einer Fensterscheibe meines Zimmers steht: Willy Bröker, 1828.

Er wandte sich lebhaft zu ihr. Also Ihr Herr Vater ist der Christian Hellmuth, der unser Haus gekauft hat? Und Sie bewohnen mein ehemaliges Zimmerchen? Ist es denn noch so wie früher, mit der Thür nach dem Balkon und der bunten Landschaftstapete? Aber, wie frage ich! Es sind ja

mehr als zehn Jahr verflossen, seit das Haus verkauft wurde.

Der Balkon ist noch da und die Landschaftstapete auch, entgegnete sie freundlich. Ich habe freilich schon einigemal darauf angetragen, daß sie durch eine einfachere ersetzt werde, weil einige Tintenkleckse sie verunstalten; aber mein Papa meint, sie sei noch hübsch genug für mich, und so habe ich denn die Tintenkleckse durch einen Schrank und einige Bilder zu verstecken gesucht.

Ich schäme mich, sagte er erröthend, daß ich Ihnen eine so schwarze Erinnerung an den ungezogenen Jungen, der seinen Namen in die Fensterscheibe gekritzelt hat, zurückgelassen habe.

Alle Schuld rächt sich auf Erden! rief sie lachend. Sie hätten wol nicht gedacht, als Sie in kindischem Zorn oder Uebermuth das Tintenfaß an die Wand warfen, daß Sie zehn Jahr später noch Ursache finden würden, dies zu bereuen.

Ich glaube, setzte sie rasch hinzu, denn sie sah, daß er die Farbe wechselte, und fürchtete, ihn unabsichtlich verletzt zu haben; ich glaube, Sie würden im ganzen das Haus wenig verändert finden. Papa ist kein Freund von Neuerungen. So wie wir es fanden, als wir einzogen, ist alles geblieben.

Bewohnen Sie denn auch das Zimmer rechts mit dem großen Bogenfenster? fragte er mit bewegter Stimme. Es war das Wohnzimmer meiner Mutter. Ich sehe sie noch sitzen vor ihrem Nähtisch auf dem Fensterthron. Dicht dabei an der linken Wand stand das Klavier, auf dem sie mir meinen ersten Musikunterricht ertheilte. Vor dem Fenster hing eine Ampel mit breitblätterigem irischen Epheu. Ich sehe es noch, wie die Sonne durch die Blätter schien und sie auf dem weißen Papier des Notenhefts abzeichnete. Ich höre noch die Töne ihrer Stimme, mit der sie mir das Lied vorsang: „Kommt a Vogerl geflogen.“ Ich kann nicht vor dem Hause vorbeigehen, ohne zu dem Fenster aufzusehen, wo die Epheuampel hing. Ich glaube, wenn ich den schönsten Palast in Hamburg besäße, er würde mir nicht so gefallen, wie das Zimmer meiner Mutter mit dem Bogenfester und der Epheuampel.

Fräulein Hellmuth horchte gerührt und mit steigendem Interesse. Sie konnte ja nicht wissen, was ihn vorhin bei ihrem Gesang so erschütterte und weshalb ihm das Haus, worin er seine schuldlose Kindheit verlebt hatte, wie ein Paradies, leider ein verlorenes, erschien. Seine Weichheit war ihr ein Beweis, daß er nicht allein Eigenschaften besaß, die es

ihm möglich gemacht hatten, sich selbst aus einer völlig hülflosen Lage empor zu arbeiten, sondern auch im seltenen Verein mit Energie ein tiefes Gemüth, ein gutes, warmes Herz. Sie war von Natur und der norddeutschen Sitte gemäß zurückhaltend und ein wenig scheu im Verkehr mit Männern. Mit jedem andern jungen Herrn, dessen Bekanntschaft ihr so neu gewesen wäre wie die Willy's, würde sie ein höfliches abgemessenes Gespräch geführt und ihn nach Tische so fremd verabschiedet haben, wie er ihr vorher gewesen war. Aber die Theilnahme, beinahe könnte man sagen das Mitleid, das Willy's Benehmen bei ihr erregt hatte, veranlaßte sie, ungewöhnlich warm und selbst zuvorkommend auf die Unterhaltung mit ihm einzugehen. Es kam noch hinzu, daß er ein Freund der Musik war, wie sie, und Musik schließt überall die Herzen auf; aber nirgends so sehr wie im Norden, wo sie fast die einzige Ausnahme bildet von der steifen Regel des geselligen Verkehrs zwischen Herren und Damen, nach der jede Gefühlsäußerung auffallend und deshalb unpassend erscheint. Was eine norddeutsche Dame in Gesellschaft niemals sprechen würde, das singt sie ohne Bedenken; tiefe, warme Empfindung, die sie in der Unterhaltung mit aller Kraft mäßigt, darf sie im

Gesange ausdrücken; man nennt es dann „Vortrag“ und lobt es, was man im Gespräch „Sentimentalität“ oder „Affectation“ nennen und belächeln würde. Sie lenkte in dem Bemühen, seine auffallend bewegte Stimmung zu dämpfen, das Gespräch auf die Musik, dies unerschöpfliche und verlockende Thema, von dem Schiller sagt:

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Nach und nach, im Laufe des Gesprächs, war es aber nicht der Gegenstand desselben, sondern der Sprecher selbst, was ihre Aufmerksamkeit fesselte. Es ist bekannt, daß in Handelsstädten das, was man ästhetische Bildung nennt, vorzugsweise durch die Frauen vertreten ist. Sehr viele, namentlich der ältern Männer, durch das Geschäft in Anspruch genommen, überlassen Literatur und Kunst wie andern Luxus den Damen, und die Genüsse, welche sie sich zur Erholung gönnen, dürfen, selbst wenn sie nicht materiell sind, keine große Anstrengung des Geistes in Anspruch nehmen, sie müssen eben Vergnügen, Belustigung bieten. Die meisten der Fräulein Hellmuth bekannten Herren zogen Posse und Ballet im Theater allen andern Schaustellungen vor, hörten einen Strauß'schen Walzer lieber als eine Symphonie von

Beethoven und fanden ihr Ideal eines Gedichts in den bekannten Poesien der „Fliegenden Blätter:“

Nach Arabien, nach Arabien,
Will ich jetzo wanderstabigen.

Sie war deshalb angenehm überrascht, bei ihrem jugendlichen Nachbar einen Ernst und eine Tiefe der Auffassung zu finden, die ganz und gar mit ihrem Geschmack harmonirten. Und je seltener das Vergnügen für sie war, sich gegen einen Gleichgesinnten aussprechen zu können, desto lebhafter genoß sie es. Die Stunden bei Tische vergingen beiden wie Minuten.

Als die Tafel aufgehoben wurde, trat eine ältliche Dame, die schon über Tisch aufmerksam das Paar beobachtet hatte, mit gespannter und etwas besorgter Miene zu ihnen.

Du siehst erhitzt aus, Lina! sagte sie. Das Singen und das viele Sprechen regt dich auf. Du darfst dir nicht soviel bieten.

O nein, Mama, war die Antwort, ich habe nicht viel gesprochen, Herr Bröker hat die Kosten der Unterhaltung getragen. Denke dir, Mama, unser Haus ist Herrn Bröker's älterliches Haus. Das blaue Zimmer ist das Wohnzimmer von Frau Bröker gewesen. Herr Bröker kennt noch jedes Winkelchen im Hause.

Ihre freundliche Absicht wurde verstanden. Frau Hellmuth lud, nach einigem Hin= und Herreden, den jungen Mann ein, sie zu besuchen, um sich selbst zu überzeugen, ob das älterliche Haus noch dasselbe sei, wie in seinen Knabenjahren.

Wir haben wenig daran verändert, fügte sie hinzu; aber es wird Ihnen doch anders erscheinen, weil Sie nicht mehr derselbe sind, der Sie damals waren.

X.

Weil Sie nicht mehr derselbe sind! Das Wort klang immer in Willy's Seele, als er durch die stillen Straßen nach Hause ging. Wie anders würde er das Haus seiner Kindheit betreten, wenn er noch derselbe wäre, wenn er sein Leben nicht mit der unseligen Schuld belastet hätte! Wie beglückt würde er sich fühlen, daß er in den Kreis dieser liebenswürdigen Familie zugelassen wurde, ohne das schwere Bewußtsein, daß er ihre Schwelle nicht überschreiten dürfte, wenn diese Menschen wüßten, daß er gestohlen hätte! —

Zum ersten mal stieg der heiße, leider vergebliche Wunsch in ihm auf: Hätte ich doch die unglückselige Geldrolle nie gesehen!

Alle Vortheile seiner jetzigen Stellung, die er durch den Besitz von fünfhundert Thalern errungen, schienen ihm unbedeutend und viel zu theuer erkauft

durch die drückende Last auf seiner Seele, durch die Angst vor Entdeckung seiner Schuld und vor der Schande, die in solchem Falle seiner wartete. Was konnten ihm alle Anstrengungen, alle Erfolge nützen? Jeder Schritt aufwärts zu den Höhen des Lebens wühlte den Abgrund zu seinen Füßen tiefer. Was hatte er gewonnen durch den Wiedereintritt in die bessere Gesellschaft, die erneuerte Verbindung mit seinen Verwandten, durch die Anknüpfung neuer angenehmer Bekanntschaft? Nichts als Zeugen, beschämende Zeugen seines Sturzes.

Nach und nach, wie die October-Nachtluft sein Blut abkühlte, legte sich seine Aufregung. Er konnte ruhiger auf die Ereignisse des Abends zurückblicken, und allmählich kam er zu dem Resultat, daß er alle Ursache habe, zufrieden zu sein, mit seinem Betragen sowol wie mit dem Betragen anderer gegen ihn. Freilich war er einigemal nahe daran gewesen, seine Fassung zu verlieren; aber er hatte sie doch behauptet, trotz allem, was neu und überraschend auf ihn eindrang. Was ihm heute in den schwierigsten Verhältnissen gelungen war, weshalb sollte ihm das nicht ferner gelingen können? Selbstbeherrschung war das Einzige, was er nöthig hatte, um sich vor dem zu sichern, was er so entsetzlich fürchtete. Es lag

also ganz allein an ihm selbst, an seinem Willen, seiner Kraft, wenn das Unglück ihn ereilte. Seine Furcht vor Entdeckung war nichts als eine erbärmliche Schwäche, deren er Herr zu suchen werden mußte.

Aber wenn auch die Furcht beschwichtigt wurde, es blieb ein anderer Stachel zurück in seiner Seele — das Gefühl, unrecht gethan zu haben. Jedesmal, wenn das Bild von Fräulein Hellmuth oder ihrer Mutter vor sein geistiges Auge trat, war auch dies beschämende Gefühl da. Wenn er an seinen Onkel dachte, empfand er nichts davon, vielmehr fühlte er sich dem harten Manne gegenüber, der ihn ins Leben hineingestoßen hatte, sehr geneigt, denselben für das Geschehene verantwortlich zu machen; wenigstens erschien er sich selbst als der bessere Mensch von beiden. Gegen die Herzlosigkeit des reichen Kaufmanns, der seinen Neffen der Versuchung, ja fast der Nothwendigkeit aussetzte, zu betteln oder zu stehlen, wenn er nicht hungern wollte, wie leicht wog dagegen die unüberlegte That eines Knaben, die keinem Böses zufügte! Denn was waren fünfhundert Thaler für einen Mann wie Schröder? Der Verlust hatte denselben sicher keine einzige sorgenvolle Stunde gemacht. Er brauchte sich kein Bedürfniß, ja keinen Luxus deshalb zu versagen. Und für den armen Jungen war

die geringe Summe das Mittel geworden, aus dem Elend sich emporzuarbeiten.

Noch mehr trat das erwachte Schuldbewußtsein zurück bei der drängenden Arbeit des folgenden Tages. Theils hatte er wenig Zeit, über etwas anderes nachzudenken, als was der Moment erforderte, theils kommt im Handel und Wandel so mancherlei vor, was gesetzlich nicht verboten ist, aber moralisch betrachtet doch einer Aneignung fremden Hab und Gutes sehr ähnlich sieht. Er fand oft genug Gelegenheit zu der sein Herz erleichternden Betrachtung: „Was dieser oder jener reiche Mann thut, ist viel schlimmer als was ich gethan habe, und doch denkt niemand daran, den reichen Mann zu bestrafen oder zu verachten. Wer weiß, ob nicht Schröder selbst das Geld, das in meiner Hand für mich und andere zum Segen wird, auf eine Weise erworben hat, die vor dem Richterstuhl der Moral nicht besser ist als die meinige?“

Aber alle diese Sophistereien verschwanden, sobald ihm Lina's Bild vor die Seele trat.

Lina's reinem Auge gegenüber hielten alle Entschuldigungen nicht Stich; in ihrer Nähe verließ ihn sein Selbstgefühl, sein Stolz auf alles, was er sich zum größten Theil doch durch eigene Kraft errungen

hatte. Mochte sie am Theetisch mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit für ihn sorgen und mit ihm plaudern, mochte beim Klavier seine Stimme sich mit der ihrigen mischen, mochte beim Tanze sein Arm ihre feine Gestalt umschlingen: das Gefühl, daß er ein Verbrechen begangen hatte, welches ihn ihrer Gunst unwürdig machte, war ihm immer gegenwärtig und erfüllte ihn mit namenloser, immer wachsender Traurigkeit.

Eine krampfhafte Angst überfiel ihn bei dem Gedanken, daß Lina jemals erfahren könne, was er gethan hatte. Vor diesem entsetzlichen Gedanken trat jede andere Furcht zurück. Lieber, tausendmal lieber wollte er der strafenden Gerechtigkeit verfallen, als es erleben, daß Lina's Augen sich mit Verachtung von ihm wendeten.

An dieser Angst wurde es ihm klar, daß er Lina liebte. Aber wie traurig war diese Klarheit. Er sah wie Moses in das Gelobte Land mit der trostlosen Ueberzeugung, daß sein Fuß es nicht betreten werde, „um seiner Schuld willen". Wenn dies Eine nicht wäre, wie hoffnungsfroh würde ihn der sichtliche Vorzug gemacht haben, den ihm Lina vor allen andern jungen Männern gab. Ihrem reichen Vater gegenüber war er freilich noch immer ein unbedeuten-

der Anfänger, trotzdem, daß im Laufe dieses Jahres sein Geschäft einen großen Aufschwung genommen hatte. Aber Hellmuth hatte selbst mit geringen Mitteln begonnen, und Bröker hatte die besten Aussichten, da die Cigarrenfabrikation damals noch ein neuer Erwerbszweig war, für den der Absatz täglich und in ganz ungeahntem Maße sich vergrößerte. Zudem unterstützten sein Onkel Imholz und mehrere der andern reichen Verwandten, die ihn früher seinem Schicksal überlassen hatten, ihn jetzt mit ihrem Credit und ihren Connexionen so nachdrücklich, als wollten sie an dem jungen strebsamen Manne wieder gut machen, was sie an dem vater- und mutterlosen Knaben versäumt hatten. In dieser Lage würde er mit einem freien Gewissen alles aufgeboten haben, der Geliebten Gegenliebe zu erwerben, in der Ueberzeugung, daß es seinem Fleiße gelingen werde, ihr eine Heimat zu schaffen, in welcher sie die Bequemlichkeiten und Genüsse des Vaterhauses nicht vermissen würde.

Aber Lina die Frau eines Diebes! Lina derselben Gefahr ausgesetzt, die ihm, je mehr er sie fürchtete, desto unvermeidlicher erschien! Denn fiel im Falle der Entdeckung die Schande nicht so gut auf sie, wie auf ihn? Er mußte es sich ausmalen zu seiner Qual,

wie man ihn abholte ins Gefängniß, wie sie es ohne Vorbereitung auf solche entsetzliche Weise erfuhr, daß es ein gemeiner Verbrecher war, an den sie ihr Schicksal geknüpft hatte.

Wie ein neues Verbrechen kam es ihm vor, daß er ihre Freundlichkeit annahm, daß er ihr zeigte, gegen seinen Willen zwar, aber doch zeigte, wie sehr er sie verehrte und liebte; denn sie mußte es an seinen Blicken, am Ton seiner Stimme, an seinem Benehmen gegen sie gewahr werden, daß er sie mit der ganzen Glut eines unglücklichen, vereinsamten Herzens liebte.

Er nahm alle seine Energie zusammen, um diese Leidenschaft zu unterdrücken. Unter allerlei Vorwänden vermied er, mit ihr zu singen oder den Platz neben ihr einzunehmen, den sie selbst in unschuldiger Koketterie und mit mädchenhaften kleinen Listen für ihn aufbewahrt hatte. Er schützte Geschäfte vor, wenn ihre Aeltern ihn einluden, und schloß sich aus von allen Gesellschaften und Vergnügungspartien, bei denen er ihre Gegenwart vermuthete. Aber wenn er dann unvermuthet wieder einmal mit ihr zusammentraf und die blauen milden Augen ihn traurig und unruhig anblickten mit der stummen Frage: „Was haben wir gethan, daß du so verändert bist?“ dann verließ ihn seine Selbstbeherrschung, von neuem folgte

er ihr, wie ihr Schatten, bis ihn von neuem die Vorwürfe seines Gewissens von ihr entfernten.

Und dann verfolgte ihn in der Einsamkeit ihr Bild mit den immer blasser werdenden Wangen, mit dem trüben Blicke, der plötzlich in heller Freude aufleuchtete, wenn er nach langer, peinvoller Zurückhaltung doch endlich dem leidenschaftlichen Wunsche, sie anzusehen oder mit ihr zu sprechen, nicht widerstehen konnte. Und der Zweifel zerriß sein Herz, ob es nicht ebenso gewissenlos sei, sich von dem Mädchen zurückzuziehen, nachdem er ihre Liebe gewonnen hatte, als sie an sein Schicksal zu ketten. Dann schien es ihm möglich, ja eigentlich ganz gewiß, daß es nie bekannt würde, was er gethan hatte; seine Furcht war übertrieben, es konnte ihn ja niemand verrathen, denn niemand wußte darum. Und er gelobte sich fest, daß es die einzige Unredlichkeit seines Lebens bleiben sollte.

Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, die gestohlene Summe ihrem Eigenthümer zurückzugeben. Für den Augenblick war es ihm nicht möglich, sein Geschäft breitete sich mit jedem Tage mehr aus, er hatte jeden Thaler nöthig, er mußte neue Anlagen machen, die sich erst später verzinsten, und seine Arbeiter verlangten pünktliche Bezahlung. Es würde seinem Buchhalter auffallen, wenn er fünf-

hundert Thaler aus der Kasse nähme. Und wie sollte er das Geld ohne Aufsehen in die Hände Schröder's bringen? Wie leicht wäre es möglich, daß Schröder sich auf der Post nach dem Absender erkundigte, daß der Postbeamte zufällig den Ueberbringer kannte, oder sich seiner Gestalt erinnerte, — eine Reihe von Möglichkeiten drängte sich ihm auf, die alle zu einer Entdeckung führen könnten, welche er jetzt, da er liebte, mehr fürchtete als den Tod.

XI.

Die Unruhe seiner Seele prägte sich in dem Aeußern des jungen Mannes aus und entging dem mütterlichen Auge Frau Hellmuth's so wenig wie das Leid ihrer Tochter.

Ich bin besorgt um Lina, sagte sie eines Morgens bekümmert, als sie mit ihrem Gatten beim Frühstück saß, von welchem Lina aufgestanden war, fast ohne es zu berühren.

Herr Hellmuth sah erschrocken auf. Was ist mit dem Kinde? Ich dachte, sie hätte die unglückliche Geschichte endlich überwunden. Es sind ja fünf Jahre darüber hingegangen.

Die Mutter seufzte, statt zu antworten.

Du mußt mir doch recht geben, fuhr er mit gespanntem Blicke fort, daß ich nicht anders handeln konnte. Es war doch nicht möglich, daß ich ein Kind aus solchen Verhältnissen wie die unserigen an

einen armen Hungerleider von Philologen verheirathen konnte, der damals nichts hatte, als was er sich mit Sprachstunden erwarb, und der es auch jetzt noch nicht weiter gebracht hat, als zum Lehrer mit vierhundert Thalern Gehalt. Es hat mir leid gethan, daß Lina es sich so zu Herzen nahm; aber besser ein kurzer Kummer, als ein lebenslanges Elend. Ich weiß, was du sagen willst, ja, allerdings, ich hätte den jungen Leuten Zuschuß zu den Haushaltungskosten geben können. Aber Lina ist nicht unser einziges Kind, und ich bin kein Millionär. Hätte ich ihr gegeben, was sie bedurfte, um fortzuleben wie bisher, so hätte ich mir selbst und meiner übrigen Familie unrecht thun müssen, und würde doch nichts erreicht haben, als daß ich den Mann seiner Frau und seinen Collegen gegenüber in eine schiefe Lage brachte. Gleich und gleich gesellt sich gern. Ich bin kein Freund von Mesalliancen, so wenig wie irgend ein Baron mit sechzehn Ahnen.

Es ist ja nun vorbei, sagte Frau Hellmuth beschwichtigend. Lina denkt schon lange nicht mehr an ihre Jugendneigung. Aber sie wäre mit wenigem zufrieden gewesen. Im Gelde findet sie ihr Glück nicht.

Das ist eine echte Frauenzimmer-Redensart, ent-

gegnete er ungeduldig. Mit wenigem zufrieden! Geld macht nicht glücklich! — Ja wohl, solange man euch viel gibt, glaubt ihr wenig zu bedürfen. Weil ihr das Geld nicht verdient, wißt ihr es nicht zu schätzen. Ich habe manch feine junge Dame heirathen sehen „nach Neigung und nicht nach Geld, dem verächtlichen Mammon", die mit wahrem Heldenschritt an den Altar ging. Aber einige Zeit später, als sie merkte, daß keinen Mammon besitzen, soviel bedeute als arbeiten, entbehren, Unbequemlichkeiten ertragen, sich demüthigen, da änderte sich die stolze Haltung. Meine Lina ist mir viel zu lieb, als daß ich sie so moralisch, geistig und körperlich heruntergekommen vor mir sehen möchte, wie so manche Frau, die bei ihrer Heirath nur die Liebe und weder die Vernunft noch den Vater zu Rathe gezogen hat.

Aber, lieber Mann, unterbrach sie ihn unwillig, wie magst du nur so sprechen. Wir besaßen doch auch keinen Mammon, als wir heiratheten, ich habe gearbeitet, entbehrt und Unbequemlichkeiten ertragen, und das mit Freuden, aus Liebe zu dir.

Das weiß ich und erkenne es mit Dank. Aber du warst nicht in Ueberfluß erzogen und hast einen ganz andern Charakter als Lina. Sie ist ein herzensgutes Kind, aber weich wie Baumwolle, äußerlich und innerlich.

Du kennst Lina nicht, entgegnete sie, immer wärmer werdend. Es ist viel eher zu fürchten, daß sie „moralisch, geistig und körperlich herunterkommt", wenn sie „nach Geld" als wenn sie „aus Liebe" heirathet. Eine viel ärgere Mesalliance wäre es, wenn sie einen Mann heirathete, der ihr an Geistes- und Herzensbildung nachstände, als einen, der weniger Vermögen hat. Und wenn du dein Kind auch an einen Krösus verheirathest, wie kannst du wissen, ob der Reichthum ihm bleibt bis ans Ende? Es ist schon manches große Haus zusammengebrochen. Und in einem solchen Falle müßte sie ja doch existiren ohne den „Mammon".

Das wäre dann unsers Herrgotts Sache, wenn er ihr ein Unglück schickte, sagte Hellmuth milder; er würde wissen, weshalb er es ihr schickt. Aber ich, ihr Vater, kann das nicht wissen, und ich habe die Verpflichtung, sie möglichst vor Unglück zu bewahren. Aber laß jetzt die allgemeinen Redensarten und komm' zur Sache. Was gibt's denn? Welchem armen Freier willst du den Weg bahnen mit dieser Vorrede? Es ist wol wieder so ein Doctor Weißpapier, ein Advocat ohne Processe, oder ein Arzt ohne Recepte? Denn ein Studirter muß es jedenfalls sein, ein Kaufmann ist dem Mädchen nicht mehr recht, seit

ihr der Herr Philologe die höhere Bildung aufgeschlossen hat.

Es ist weder von einem Freier, noch von einem Doctor die Rede, sagte die Mutter etwas scharf. Ich fürchte, Lina liebt den jungen Bröker.

Hellmuth sah überrascht zu ihr auf.

Bröker? wiederholte er. Nun, hoch hinaus willst du nicht mit deiner Tochter, das muß man gestehen. Ein Tabackskrämer, der vor ein paar Jahren noch als Kofferträger am Hafen herumlief! Aber, — Unsinn! Der Mensch hat ja seit einem halben Jahre kaum einen Fuß in mein Haus gesetzt.

Und gerade seit einem halben Jahre geht Lina umher wie geknickt. Nur wenn sie, was selten genug ist, in andern Häusern ihm begegnet, lebt sie auf und gewinnt ihre alte Heiterkeit wieder.

Das ist die richtige Manier! unterbrach er sie bitter. Zuerst die Cour machen und dann sich plötzlich zurückziehen! Da muß ja ein Mädchen toll vor Liebe werden. Die Speculation kann gar nicht misglücken.

Hellmuth! rief sie entrüstet. Wie ungerecht! Ein anderer edlerer Grund für sein Zurückziehen liegt ja so nahe. Du bist ein wohlhabender Mann, und er ist ein junger Anfänger. Vielleicht weiß er, daß du

einen armen Freier für Lina abgewiesen hast. Er ist wol zu rechtlich, vielleicht auch zu stolz, sich um die Liebe eines Mädchens zu bewerben, wenn er der Einwilligung des Vaters nicht gewiß ist. Einen Tabackskrämer nennst du ihn; aber du weißt recht gut, daß er den Laden aufgeben kann, sobald er will. Daß er den Kofferträger gespielt hat, ist nicht seine Schuld, sondern seiner Verwandten. Daß er aber im Stande gewesen, sich vom Kofferträger zum Fabrikanten hinaufzuarbeiten, und zwar, noch ehe er fünfundzwanzig Jahre alt geworden ist, das ist sein Verdienst, und ich meine, ein sehr großes. Noch kürzlich sagte mir Frau Imholz, daß ihres Neffen Fabrik mit jedem Tage bedeutender werde. Er sei ganz der Mann danach, ein Geschäft in Flor zu bringen, ein vorzüglicher Kopf, sehr praktisch und alles mit scharfem Auge beachtend. Und dabei ist er streng solid, sein Betragen ist so tadellos, daß man ihn getrost den Söhnen unserer ersten Häuser als Muster aufstellen könnte. Und was sein Aeußeres und seine geistige und gesellige Bildung betrifft, so denke ich, daß Lina's Geschmack wol von keinem Mädchen getadelt werden möchte.

Sie schwieg, denn Lina öffnete die Thür und ging durch das Zimmer, um eine Näharbeit aus

der Fensternische zu holen. Der Vater drehte sich stillschweigend nach ihr um und beobachtete sie, wie sie dastand, mit dem Profil nach ihm gewendet. Sie blickte, während sie einen Faden Zwirn aufwickelte in die Höhe zu der Ampel mit irischem Epheu, die in dem großen Bogenfenster hing. Ein unendlich trauriger Zug verbreitete sich über das feine weiße Gesicht. Sie legte langsam die Arbeit zusammen, ging hinaus mit einem Schritt, dessen Müdigkeit und Schlaffheit mehr als Worte aussprechen können, verrieth, wie wenig Freude das Leben für sie hatte.

Lina ist sehr zart! sagte die Mutter nach einer Pause. Ich fürchte, eine zweite Täuschung ist zu viel für sie.

Er antwortete wieder nicht, sondern schob stillschweigend seinen Sessel zurück, mit bei weitem weniger Geräusch als gewöhnlich, und ging langsam aus dem Zimmer. Mittags bei Tisch war er ebenso schweigsam, obgleich nicht unfreundlich, und seine Frau bemerkte, daß er Lina beobachtete, während er anscheinend nur Augen für seine Mahlzeit hatte. Gegen Abend, zu ganz ungewöhnlicher Zeit, ging er aus, ohne zu sagen wohin.

XII.

Als Hellmuth in die Nähe des Millernthors gekommen war, blieb er einige Augenblicke stehen und betrachtete das Schild mit der Inschrift: „Tabackshandlung von Wilhelm Bröker.“ Dann drückte er mit entschiedener Handbewegung den Hut fester auf den Kopf und trat in den Laden.

Ist Herr Bröker zu Hause? fragte er den Commis hinter dem Ladentisch.

Augenblicklich nicht! Nein! war die Antwort.

Kommt er bald zurück? Ich habe mit ihm zu sprechen.

Herr Bröker ist in der Fabrik.

Wo liegt die Fabrik?

Ganz nahebei, in der Böhmkenstraße.

Das wievielste Haus?

Das dritte von hier.

Rechts oder links?

Rechts.

Adieu.

Herr Hellmuth drehte sich um und ging zur Thür hinaus, sich wenig um das erstaunte Gesicht des Ladendieners kümmernd. Er fand das Haus in der Böhmkenstraße, und einige Arbeiter, die herauskamen, zeigten ihm den Weg nach dem Comptoir, in welchem Herr Bröker zu finden sein sollte.

Schon von weitem bemerkte Herr Hellmuth, daß die Thür offen stand. Eine Menge Arbeiter, die nach und nach aus dem Zimmer kamen und alle eine eigenthümliche Bewegung nach ihren Taschen machten, erinnerten den Besucher, daß heute Sonnabend, also Zahltag für die Leute war. Er sah ein, daß er den jungen Fabrikherrn bei diesem Geschäft nicht stören dürfte, und blieb deshalb draußen stehen, um zu warten. Von seinem dunkeln Platze aus konnte er dem Mann, den seine Tochter liebte, gerade ins Gesicht sehen, und er stand nahe genug, daß er jede Miene bemerken und jedes Wort verstehen konnte. Trotz der natürlichen Ungeduld, die ihm das Warten verursachte, fühlte er sich unterhalten und belustigt durch die Art, mit welcher Bröker das trockene Zahlungsgeschäft abmachte, durch die rasche, bestimmte und dabei freundliche, zuweilen humoristische Weise,

wie er die Leute behandelte, ihre Arbeit lobte oder tadelte, oder in kurzen Worten Anweisung gab, wie sie es besser machen könnten.

Was, zum Kukuk, Gerd, hast du mir da für Dinger gedreht! rief er, eine Cigarre in die Höhe haltend. Du hast gewiß deiner Frau zugesehen, wie sie euern Jungen einwickelte. Just wie Wickelkinder! Was denkst du denn, daß ich damit machen soll? An den Spielzeughändler müßte ich sie verkaufen, ein anständiger Raucher kann doch kein Wickelkind statt einer Cigarre anbrennen.

Der Arbeiter verzog selbst das Gesicht zum Lachen, als ihm sein unglückliches Machwerk vorgehalten wurde.

Und Luft haben sie auch nicht, fuhr Bröker fort, das sehe ich auf den ersten Blick. Wenn einer versucht, deine Wickelkinder zu rauchen, kann er sich die Schwindsucht an den Hals ziehen. Nein, mein Jung'! Für solche Cigarren kann ich dir nicht den vollen Lohn bezahlen, das mußt du selbst einsehen.

Sie nehmen aber auch alles gewaltig genau, Herr Bröker, wandte der Arbeiter ein.

Mein Jung', wenn ich's nicht genau nähme, so möcht's bald aus sein mit meinem Verdienst und folglich mit dem deinen. Was meinst du, wenn

mein Reisender den Leuten deine Wickelkinder und Schwindsuchtspfeifen vorlegt, sollten wol viele Bestellungen danach gemacht werden? Wie die Waare, so ist der Preis. Sieh, so viel ziehe ich dir ab. Du wirst selbst einsehen, daß es deine Schuld ist, wenn du nicht den vollen Lohn bekommst.

Ist gut Recht, Herr Bröker, sagte der Mann kleinlaut. Aber ist doch auch hart für meine Frau und mien lütjen Jong', wenn ich am Ende der Woche so wenig Geld nach Hause bringe.

Es ist doppelt unrecht, Gerd, gegen Eure Frau und gegen mich, daß Ihr Eure Arbeit so nachlässig macht, sagte der junge Fabrikherr ernsthaft.

Der Mann ließ den Kopf hängen, strich das Geld ein und wollte hinausgehen.

Gerd! rief sein Arbeitgeber.

Herr Bröker!

Eure Frau soll nicht leiden durch Eure Nachlässigkeit. Hier ist das, was an Euerm vollen Lohne fehlt. Aber ich schenke es ihr, hört Ihr wol, nicht Euch! Ich verlasse mich darauf, daß Ihr in Zukunft besser aufpaßt.

Danke, Herr Bröker. Ja, das soll ein Wort sein. Gute Nacht!

Der Mann ging mit glücklichem Gesicht aus dem

Comptoir. Da er der letzte war, wollte er die Thür hinter sich schließen, aber Herr Hellmuth drängte ihn zurück und trat in das Zimmer.

Der junge Fabrikant stand mit gesenktem Kopfe, beschäftigt, den Geldkasten zuzuschließen. Bei dem energischen „Guten Abend!" des Eintretenden blickte er rasch auf, und als er den Vater Lina's erkannte, wurde sein Gesicht zuerst dunkelroth, dann weiß, bis zu den Lippen.

Guten Abend, Herr Hellmuth! erwiderte er, fast athemlos vor Herzklopfen. Was verschafft mir denn hier die Ehre?

Meine Frau wird wol recht haben, dachte der Kaufmann, und sagte laut: Da Sie nicht mehr zu uns kommen, muß ich Sie wol in Ihrer Fabrik aufsuchen, wenn ich Sie sprechen will.

Sie scherzen, entgegnete der junge Mann mit wiedergewonnener Fassung. Sie wissen wol, daß ich in jedem Augenblicke bereit bin, zu Ihnen zu kommen. Womit kann ich dienen?

Diesmal nur mit einer ehrlichen Antwort auf eine ehrliche Frage, war die Erwiderung. Haben Sie einige Minuten Zeit für mich? Und sind wir ungestört hier?

Ich war gerade fertig für heute und niemand hat

hier im Comptoir etwas zu thun. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.

Er schob ihm einen Stuhl hin mit zitternder Hand. Welche Frage wollte Hellmuth beantwortet haben? Der Mann sah so eigenthümlich ernst aus, und fixirte ihn mit so forschendem Blicke, als wollte er bis auf den Grund seiner Seele schauen. Der eine unglückliche Gedanke, der immer im Hintergrunde lauerte, trat wieder hervor: Wenn dein Verbrechen entdeckt wäre!

Lassen Sie uns ohne Umschweife zur Sache kommen, sagte Hellmuth nach einer Pause. Sagen Sie mir aufrichtig, ganz aufrichtig, Herr Bröker, weshalb besuchen Sie mein Haus nicht mehr?

Herr Hellmuth! stotterte Willy.

Ganz aufrichtig. Glauben Sie, Ursache zu haben sich verletzt zu fühlen? Hat meine Frau, oder habe ich Sie etwa beleidigt?

Um Gotteswillen, nein, Herr Hellmuth! Sie sind ja weit über meine Ansprüche freundlich und gütig gegen mich gewesen. Ich werde nie vergessen, wie vielen Dank ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin schuldig bin, daß Sie mir erlaubten —

Haben Sie denn vielleicht — aber ich bitte, antworten Sie ganz offen — Bekanntschaften gemacht,

die Ihnen besser zusagen? Ich würde das ganz natürlich finden; es wäre ja sehr möglich, daß Sie in andern Häusern sich besser amusirten. Ich möchte nur gern den Grund wissen, weshalb Sie nicht mehr zu uns kommen. Oder vielleicht ist es Zufall, Sie haben keine Absicht dabei gehabt? Es kommt ja öfter vor, daß Bekanntschaften lauer werden, ohne daß man's merkt oder will.

Ich — Herr Hellmuth, ich kenne kein Haus in Hamburg, das ich lieber besuchte, keine Familie, die ich höher schätze und verehre als die Ihrige. Ich — —

Also doch Absicht! Nun sagen Sie mir ehrlich, ich frage Sie auf Ihr Gewissen, was ist der Grund, weshalb Sie uns meiden, da wir Sie nicht beleidigt haben, Sie gern in unserm Hause sind und von mir und meiner Familie eine gute Meinung haben? Es liegt mir viel daran, diesen Grund zu wissen.

Wenn Sie mich so fragen — — Es war mir unmöglich, Fräulein Lina häufig zu sehen, ohne den Wunsch — — Und ich hielt es für unrecht, nach der Liebe einer Dame zu streben, von deren Vater ich voraussetzen mußte, daß er diese Bewerbung nicht billigen werde.

So! — Aber welchen Grund haben Sie, dies vorauszusetzen?

Willy drückte seine Hand krampfhaft auf die Stuhllehne. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Wenn er aufrichtig antwortete auf diese Frage, was würde die Folge sein!! Er sah im Geiste, wie Herr Hellmuth von ihm zurückwich und ihn voll Verachtung und Zorn mit Vorwürfen überhäufte, daß er, ein Dieb, ein gemeiner Verbrecher, es gewagt habe, sich in das Haus und in das Herz seiner Tochter einzuschleichen.

Sie antworten nicht? fuhr Lina's Vater nach einer Pause fort. Sind Sie etwa noch nicht im Stande, eine Frau anständig zu ernähren, und zu stolz, um von dem Schwiegervater Zuschuß zur Haushaltung anzunehmen?

Ich bin noch ein Anfänger, Herr Hellmuth, entgegnete Willy, mühsam seine Bewegung verbergend; aber mein Geschäft geht gut. Fräulein — — Wenn ich eine Frau hätte, so würde sie nichts entbehren dürfen, was eine Dame beanspruchen kann, freilich ohne Luxus.

Nun, dann halten Sie mich wol für einen hochmüthigen Geldwolf, einen Haustyrannen, der nicht danach fragt, wie ist und was kann der Freier meiner Tochter, sondern was hat er?

Sie sind ein angesehener Mann, ein reicher Mann, wie man sagt, stotterte Willy verwirrt, und vor noch

nicht sieben Jahren war ich ein armer Junge, der — wie hätte ich erwarten können — —

Nun, eben weil Sie vor sieben Jahren noch ein armer Junge waren und jetzt ein Mann sind, der eine Dame zur Frau nehmen kann, deshalb gebe ich Ihnen meine Tochter. Sie haben damit den Beweis geliefert, daß ich für das Schicksal meiner Lina keine Sorge hegen darf. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt, unter andern, wenn Sie's wissen wollen, bei Frau Carstens; ich weiß, daß Sie nicht allein ein tüchtiger Kaufmann, sondern auch ein braver Mensch sind. Ich weiß, daß Lina's Vermögen in Ihren Händen Zinsen tragen und nicht in Wein- und Spielhäusern und an noch schlimmern Orten verschwendet werden wird. Ich weiß, daß Sie ein gutes, dankbares Herz haben, daß der wohlhabende Fabrikant die Freunde des armen Jungen nicht verleugnet und nicht vergißt. Und deshalb bin ich sicher, daß meine gute Lina nicht zu klagen haben wird, wenn Sie ihr Gatte werden. Hier ist meine Hand, schlag' ein, mein Junge! Du sollst mir ein lieber Schwiegersohn sein.

Aber Willy regte sich nicht und ergriff die Hand nicht. Konnte, durfte er den Mann hintergehen, der so vertrauensvoll das Schicksal seiner Tochter in seine Hand legte, — in die Hand eines Diebes?

Hellmuth blickte erst erstaunt auf ihn, dann stieg ihm das Blut ins Gesicht, er schob hastig den Stuhl zurück und sagte schnell: Wenn ich mich geirrt habe, so bitte ich, meine Worte als nichtgesprochen anzusehen. Christian Hellmuth ist nicht der Mann dazu, seine Tochter jemand aufzudrängen, selbst wenn dieser jemand ein Prinz wäre.

Er wandte sich, als wollte er gehen. Willy sprang auf und ergriff seine Hände, wie ein Ertrinkender die rettende Planke.

Um Gotteswillen, Herr Hellmuth, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich liebe Lina mehr als mein Leben! Ich kann es nur nicht fassen. Ich verdiene soviel Glück nicht!

Nun, nun, es ist gut! Nur ruhig! Das kannst du Lina selber sagen, stotterte Hellmuth, indem er den Kopf abwendete, um die überquellenden Augen des jungen Mannes nicht zu sehen, und eine seiner Hände frei machte, um sein Taschentuch hervorzuziehen.

Na, Adieu! setzte er nach einigen Secunden hinzu. Das wäre also in Ordnung. Morgen Mittag erwarten wir dich zu Tische, mein Junge!

Ohne ihn anzusehen, drückte er ihm die Hand so kräftig, daß es schmerzte, und hatte das Zimmer verlassen, ehe Bröker sich besinnen konnte.

XIII.

Als der junge Mann sich allein sah, sank er auf den Stuhl zurück, drückte die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Wie glücklich würde ihn diese letzte Stunde gemacht haben, wenn er ein freies Gewissen gehabt hätte! Und jetzt, welche Folter hatte er erduldet!

Die ganze Nacht warf er sich ruhelos auf seinem Lager umher; nicht das Glück, das ihm in den Schos geworfen war, hielt ihn wach, sondern der bittere Gedanke: Darfst du es denn annehmen? Darfst du Lina's Hand zum Bunde für das Leben ergreifen, ohne ihr zu sagen, wer du bist und welches Schicksal ihr droht an deiner Seite?

Wenn sich ein Mittel geboten hätte, Hellmuth's Anerbieten abzulehnen, ohne Lina aufs tiefste zu verletzen und ohne sein Geheimniß zu gefährden, er würde sicher ein Glück ausgeschlagen haben, nach

welchem seine ganze Seele sich sehnte. Aber die Selbsterhaltung gebot ihm, es anzunehmen. Was würde Hellmuth denken? Würde er nicht nachspüren, aus welchem Grunde ein Mensch in Bröker's Stellung Liebe und Reichthum verschmähte?

Die Stunden des Sonntagmorgens vergingen dem jungen Manne mit rasender Schnelligkeit. Der gefürchtete und doch ersehnte Mittag rückte heran, er mußte hingehen nach dem Hause seiner Braut. Vielleicht war ihm niemals im Leben ein Gang so schwer geworden wie dieser zu seiner Geliebten. Es war ihm bei jeder Biegung der Straße, als müsse jetzt noch etwas Unerwartetes, er wußte selbst nicht was, ihm entgegentreten, was ihn hindere weiter zu gehen. Und doch hätte er nicht sagen können, ob er mehr fürchtete oder wünschte, daß dies Hinderniß eintrete.

Endlich war er in Lina's Wohnung, in dem Hause, das nun wieder sein älterliches werden sollte.

Der Diener, den er bat, ihn den Damen zu melden, mußte vorher instruirt sein; denn er ging nicht die Treppe hinauf, sondern führte ihn sofort nach einem Parterrezimmer, wo Herr Hellmuth ihm auf der Schwelle entgegentrat.

Nur hierher, mein Junge, schnell herein! sagte er flüsternd, indem er seine Hand faßte und den Ver-

wunderten ins Zimmer zog. Stelle dich dort hinter den Tisch, der Portière da gerade gegenüber. Bleibe da stehen, bis ich wiederkomme.

Und ehe Willy antworten oder sich besinnen konnte, hatte Hellmuth das Zimmer mit raschen Schritten verlassen.

Mit klopfendem Herzen und halb betäubt von seinen Gedanken und Gefühlen, stand der junge Mann hinter dem Tische, auf welchem Blumenkränze, Schmucksachen, Damenputz, Bücher und Noten wie zu einer Bescherung ausgebreitet lagen. Nach einigen Minuten hörte er, wie jenseit der Portière eine Thür geöffnet wurde und mehrere Personen in das Nebenzimmer eintraten.

Was soll ich denn hier, Papa? hörte er Lina fragen.

Du weißt doch, daß heute dein Geburtstag ist? erwiderte ihres Vaters Stimme.

Beinahe hätte ich es vergessen, sagte sie mit einem Tone, der eigenthümlich traurig klang.

Nun, heute wird dir in meinem Zimmer beschert; du bekommst, was du dir am sehnlichsten wünschest. Rathe einmal!

Ich habe ja alles, Papa! sagte sie noch trauriger. Ich wüßte nicht, daß ich einen besondern Wunsch hätte.

Nicht? Nun, wir wollen sehen. Komm einmal hierher!

Mit einem Ruck wurde die Portière bei Seite geschoben. Willy sah, wie das junge Mädchen mit gleichgültiger Miene und Bewegung auf die Oeffnung zuging. Aber plötzlich stand sie still und eine dunkle Purpurglut überflutete ihr Gesicht, ihren Hals, bis zu den Armen.

Was sagst du nun? rief ihr Vater. Habe ich deinen Geschmack getroffen?

Was nun geschah, sah Herr Hellmuth nicht, denn er fühlte sich plötzlich von den Armen seiner Frau umschlungen.

Christian! Das hast du gut gemacht! rief sie jubelnd. Du bist der beste Mann auf der Welt!

Sie zog ihn von der Portière zurück und hörte nicht eher auf zu fragen, bis sie alles wußte.

Dann, als Hellmuth vollständig berichtet hatte, was zwischen ihm und dem Geliebten seiner Tochter vorgegangen war, eilte sie ins Nebenzimmer.

Die Liebenden standen schweigend nebeneinander. Lina's Kopf ruhte auf Willy's Schulter, der sie mit seinem linken Arm umschlungen hielt.

Die Mutter faßte in tiefer Bewegung nach seiner rechten Hand.

Sei gut gegen Lina! sagte sie leise. Sie verdient es, wegen ihrer Liebe zu dir.

Mit heftiger Geberde drückte er das Mädchen fester an sich.

Alles Unglück für mich allein! stieß er hervor; alles Glück für Lina!

Nein! flüsterte sie innig. Ich verlange meinen Theil an deinem Unglück so gut wie an deinem Glück. Wir sind eins, Willy!

Ein Schauder durchrieselte ihn.

Um deinetwillen, Lina, flüsterte er kaum hörbar, um deinetwillen wird Gott mir gnädig sein.

XIV.

So viel Wermuth das Schuldbewußtsein Willy's auch in seinen Freudenbecher tröpfelte, ein Freudenbecher war es dennoch. Nicht nur der Liebende fühlte sich beglückt durch den Besitz der Geliebten, der Aeltern- und Geschwisterlose hatte einen Familienkreis, eine lang und schmerzlich entbehrte Heimat gefunden. Er wußte nicht, wohin er lieber den Blick wenden sollte, auf seine holdselige, vom Glück der Liebe verklärte Lina, auf die guten, hochherzigen Menschen, die ihn ihren Sohn nannten, oder auf die fröhlichen Gesichter von Lina's kleinen Brüdern, die ihm bei Tisch gegenübersaßen und unausgesetzt, nur die Augen rasch abwendend, wenn er sie ansah, „Lina's Bräutigam" mit sichtlichem Wohlwollen betrachteten. Ein Gefühl von Frieden, von Sicherheit kam über den jungen Mann, wie er es lange, lange nicht mehr gekannt. Es war ihm, als fühlte er nach endlosem Schwanken

festen Boden unter den Füßen. Weiter und immer weiter schien ihm die Gefahr zurückzuweichen, daß seine That entdeckt werde. Wer würde gegen den Schwiegersohn eines so angesehenen, rechtlichen Hauses, wie das Christian Hellmuth's, Verdacht schöpfen? Und wer, selbst wenn er Verdacht schöpfte, würde wagen, demselben Ausdruck zu geben, auf die Gefahr hin, einen Mann, wie Christian Hellmuth, zu beleidigen in seinem Tochtermann?

Fast war er selbst versucht, an seiner Schuld zu zweifeln. Er fragte sich selbst, ob es denn wirklich sei, was er in diesen sieben Jahren erlebt hatte. Dies war ja sein älterliches Haus, in solcher Umgebung, zu solchen Verhältnissen war er geboren und erzogen. Konnte er denn wirklich ein anderer gewesen sein, als er jetzt war? War nicht alles ein böser Traum, was ihm die Seele so belastet hatte, ein Traum wie der jenes Sultans in „Tausend und eine Nacht", der sieben Jahre voll Leid und Freude verlebt zu haben glaubte, während er den Kopf in eine Wasserkufe steckte, aus welcher er ihn im nächsten Augenblicke wieder emporhob? Konnte er, er, der Mann, den ein Engel wie Lina liebte, wirklich einen Diebstahl begangen haben, ein Verbrechen, das seiner Seele jetzt so fern lag wie ein Mord? —

Er begriff die Möglichkeit nicht mehr. Jedenfalls war es vorbei, vorbei wie ein Traum. Wenn er das Geld ersetzt hatte, was er natürlich thun wollte, sobald es anging ohne Gefahr, dann war alles wie ausgelöscht, wie nie dagewesen.

Er wollte nicht mehr denken an das Vergangene, wollte es ansehen, als wäre es ein Traum gewesen. Er hatte genug gelitten für die Selbstvergessenheit eines einzigen unglückseligen Augenblicks. Was geschehen, war nicht mehr zu ändern, deshalb weg mit allem Grübeln, aller Selbstquälerei. Keine Grille sollte sein Glück verkümmern. Er wollte ganz genießen, mit allen Sinnen, mit ganzem Herzen und mit ganzem Gemüthe, was ihm ein gütiges Geschick in nie geahnter Fülle bot.

Das Leben, das er von diesem Tage an führte, ließ ihm auch gar keine Zeit für trübe Gedanken. Alle Bekannte und Freunde des Hellmuth'schen Hauses wollten Lina's Verlobten kennen lernen und nahmen die Gelegenheit wahr, der Familie eine Aufmerksamkeit zu beweisen. So reihte sich Fest an Fest für das Brautpaar. Das Geschäft durfte nicht vernachlässigt werden, jetzt am wenigsten, wo es galt, für die Geliebte zu erwerben. Und die Stunden bei Lina im stillen, geschützten Zimmerchen, wo nur die

Mutter ein- und ausging, flogen wie Minuten. Wenn der Tag statt vierundzwanzig doppelt so viele Stunden gezählt hätte, Bröker würde ihn nicht zu lang gefunden und keine Minute übrig gehabt haben zum Grübeln. Er fühlte sich wie in ein Meer von Glück versenkt, alle seine Wünsche waren so vollständig erfüllt, als hätte ihn eine Fee mit allen guten Gaben überschüttet. Lina's Liebenswürdigkeit hätte allein schon genügt, den Mann ihrer Wahl zu beglücken, wenn ihre weiche Hand auch ganz leer gewesen wäre, statt mit vielen Dingen gefüllt zu sein, die neben der Liebe das Leben zu verschönern im Stande sind. Er, wie das einem Liebenden zukommt, hatte das weiße stille Gesicht mit den milden blauen Augen und dem feinen Mund immer schön gefunden; aber jetzt, wo das Glück ihre Wangen und Lippen röthete, ihre Blicke strahlen machte und über die ganze leichte anmuthige Gestalt seinen Sonnenschein ergoß, sah jeder sie mit Willy's Augen, und die Eitelkeit des Verlobten wurde vollauf befriedigt durch den allgemeinen Beifall, den seine Erwählte fand. Auch ihr Geist entfaltete sich in diesem Sonnenschein wie eine Blume, die bis dahin im Schatten gestanden hat. Eine heitere neckische Gesprächigkeit, doppelt lieblich bei ihrer Gutherzigkeit und Sanftmuth, trat

an die Stelle ihrer gewohnten Zurückhaltung, und machte sie zu einer höchst fesselnden Erscheinung und zu einer Gefährtin, wie geschaffen für den raschen lebhaften jungen Mann, dem die Liebe allen Humor und alle übersprudelnde Lustigkeit, die ursprünglich in seiner Natur lagen, zurückgebracht hatte. Das schöne, talentvolle, geistreiche Paar wurde überall mit offenen Armen aufgenommen. Christian Hellmuth hatte keine Veranlassung, sich seines Schwiegersohns zu schämen; im Gegentheil, von allen Seiten gratulirte man ihm zu dem Glück seiner Tochter. Bröker's Onkel und Tanten, Vettern und Cousinen, Herrn Imholz an der Spitze, machten mit Eclat ihre verwandtschaftlichen Ansprüche an dem von der Flut getragenen jungen Kaufmann geltend, und so sah er sich mit Aufmerksamkeiten überhäuft, gefeiert, gehätschelt von allen. Wie auf spiegelglatter Flut zog sein Kahn dahin, unter wolkenleerem, lachendem Himmel, zwischen grünen, blumigen Ufern. Wie hätte er an Sturm denken können! Wie hätte nicht jeder Gedanke an die unglückliche Vergangenheit verscheucht werden müssen vor der seligen Gegenwart!

Der Brautstand des jungen Paares währte nicht länger als nöthig war, Lina's Aussteuer herzustellen und die Wohnung, worin sie ihren Hausstand be-

ginnen wollten, zu möbliren. Dann wurde das Hochzeitsfest gefeiert mit allem hergebrachten hamburger Pomp und Ueberfluß, das glückliche Paar machte eine Hochzeitsreise — die natürlich von dem jungen Fabrikanten zur Anknüpfung neuer Verbindungen und zum Aufsuchen neuer Absatzquellen benutzt wurde —, und richtete sich nach der Rückkehr ein im eigenen Hause, glücklich einer über den andern und glücklich über alles, was sie umgab und was sich ereignete. Jede Mahlzeit war ein Fest, jede Rückkehr des jungen Mannes aus der Fabrik oder dem Comptoir ein ersehntes Ereigniß, jeder Besuch von Freunden und Verwandten ein großes Vergnügen. Jeden Mittag auf seinem Wege von der Börse nach Hause besuchte Christian Hellmuth die jungen Eheleute; jeden Abend, in der Dämmerung, blickte das freundliche Gesicht der Mutter in das Wohnzimmer ihrer „verheiratheten" Tochter; die kleinen Geschwister flogen ab und zu, wie Schmetterlinge, bald Lina, im Wohnhause, bald dem vielgeliebten lustigen Schwager im Comptoir oder in der Fabrik ihr „Guten Tag!" hineinrufend. Am Sonntag und am ersten Festtage war große Tafel bei den Aeltern; aber am zweiten Weihnachts-, Oster-, Pfingsttage war Lina die stolze, glückliche Wirthin, stolz auf

ihren Gatten, der einen so liebenswürdigen Wirth machte, glücklich über ihres Vaters Appetit und gute Laune, und über die Heiterkeit der Mutter und das Wohlbehagen der kleinen Schar.

In ganz Hamburg ist niemand, sagte sie, sich an den Gatten schmiegend, mit dem ich tauschen möchte. Du auch nicht, Willy, nicht wahr? Glücklicher als wir kann man doch gar nicht sein.

Und doch erfuhr ihr Glück noch eine Steigerung.

Es war gerade am ersten Jahrestag seiner Hochzeit, am 20. October, als der junge Ehemann in das kleine Haus des Zimmermanns Carstens trat, wo er als armer Junge das Dachstübchen bewohnt hatte.

Willy! Herr Bröker! rief ihm Frau Katharine entgegen. Sie sind ja lange nicht bei uns gewesen. Ich dachte schon, Sie hätten uns vergessen.

Das dachtest du nicht, Katharine, entgegnete der junge Fabrikant herzlich, du weißt wohl, daß ich euch nie vergessen kann, und wenn ich so alt würde wie Methusalem. Ich habe nur in der letzten Zeit nicht ausgehen können. Ihr wißt doch, daß meine Frau ein kleines Töchterchen hat?

Nein, gar nichts weiß ich! Gratulire! Gratulire! rief Frau Katharine.

Und ihr Ehemann, der bis dahin den Gast nur

pantomimisch begrüßt hatte, setzte hinzu: „Also eine Tochter! Nun, wenn sie so hübsch und so gut wird wie die Mutter, so braucht's Ihnen nicht leid zu sein, Herr Bröker, daß es kein Junge ist."

Nein, wahrhaftig nicht! war seine Antwort, und die Thränen stiegen ihm in die Augen, als er den Händedruck des Zimmermanns erwiderte. Ich bin ein glücklicher Mann, Carstens. Meine Frau ist ein Engel.

Aber was wirst du nun sagen, Katharine, fuhr er mit verändertem Tone fort, die Rührung wie mit einer Bewegung seines Krauskopfs abschüttelnd. Weißt du noch, wie du mir vor Jahren prophezeitest, ich würde noch einmal in das Haus wiedereinziehen, aus dem mein seliger Vater hinausgetragen worden? Ich erwiderte dir, wenn das wahr würde, dann solltet ihr zeitlebens unentgeltlich im Hinterhause wohnen. Erinnerst du dich?

Ja wohl, das war an dem Abend, wo Sie mir die doppelte Pistole gaben, um Cigarren für Sie zu kaufen, entgegnete Frau Katharine mit gespanntem Blicke.

Du bist kein falscher Prophet gewesen. Heute, zur Taufe meines Töchterchens, hat mein Schwiegervater mir das Haus geschenkt.

Das Pathengeschenk darf sich sehen lassen! sagte

der Zimmermann. Es war doch gut, Herr Bröker, daß ich Ihnen das Goldstück nicht gewechselt habe, und daß Sie einen Handel damit angefangen haben, statt es im Wirthshaus zu verjubeln.

Gewiß! entgegnete der junge Kaufmann, ein wenig kurz. Aber, wandte er sich zu Frau Carstens, da nun dein Wort wahr geworden ist, so muß auch mein Wort wahr werden. Ostern ziehe ich in mein älterliches Haus, und von Ostern an steht die Wohnung im Hinterhause für euch parat.

Das ist Scherz! riefen beide Eheleute zugleich. Wie könnten wir das annehmen!

Nicht annehmen?! Ihr habt mir Wohnung gegeben, als ich ein armer, verlassener Junge war, und jetzt, da ich ein wohlhabender Mann bin, soll ich meine Schuld nicht abtragen? Was würde ich wol heute sein ohne euch! Ich würde schwerlich weder mein Geschäft, noch meine Frau, noch mein Haus haben; ich würde meine Goldstücke ins Wirthshaus getragen haben, Katharine, wenn du mir nicht prophezeit hättest, ich könnte durch sie mein älterliches Haus wiedergewinnen. Wenn ich meine Verpflichtungen gegen euch vergäße, wäre ich ja werth, daß ich alles wieder verlöre, was ich errungen habe. Kommt, macht keine Umstände. Zieht bei mir ein,

oder wenn ihr das nicht wollt, so will ich eure Miethe hier bezahlen. Zwang will ich euch nicht anthun, ich will nur mein Wort halten und euch meine Dankbarkeit bezeigen.

Na, wenn Sie's so wollen, Herr Bröker, sagte der Zimmermann, während Frau Katharine schweigend die Augen trocknete, so nehmen wir's an, wie's geboten wird. Von Dankbarkeit kann keine Rede nicht sein. Wir wären ja schlechte Menschen gewesen, wenn wir Ihnen aus dem Hause geschmissen hätten. Und was den guten Rath betrifft, das ist man Spaß, guter Rath wird alle Tage umsonst gegeben; es gehört denn doch auch einer dazu, der den guten Rath befolgt.

XV.

Ostern war vorbei. Herr Hellmuth, dem für sein Geschäft das Haus zu klein geworden war, hatte es mit einem geräumigern vertauscht, und die glücklichen jungen Gatten zogen ein „ins Paradies“, wie beide die Räume nannten, an welchen sich ihre Kindheitserinnerungen knüpften. Das Zimmer mit dem Bogenfenster und der Epheuampel, wo Willy's Mutter gewohnt hatte, war jetzt Lina's täglicher Aufenthalt. In dies Zimmer trat eines Abends Frau Hellmuth, die selten einen Tag vorbeigehen ließ, ohne der kleinen Enkelin einen Besuch abzustatten.

Es dämmerte bereits, und die Mutter konnte den Ausdruck in Lina's Gesicht nicht mehr sehen; aber die Haltung derselben entlockte ihr den erschrockenen Ausruf: Was ist dir, Kind? Fehlt dir etwas, liebe Lina? Die Kleine ist doch nicht krank?

Sie hob hastig den Wiegenvorhang zurück, wandte sich aber, als sie die ruhigen Athemzüge des schlafenden Kindes hörte, mit gesteigerter Unruhe wieder zu ihrer Tochter und wiederholte ihre Frage: Was ist dir, Lina?

Ach, Mama, war die vor Schluchzen kaum verständliche Antwort, ich ängstige mich um Wilhelm.

Um deinen Mann? Was ist mit ihm? Er ist doch nicht krank?

Nein, aber — ach, Mama, wenn ich nur wüßte, was ihm fehlt, ich würde mich nicht so ängstigen. Aber er gibt mir keine Antwort, er hat sich eingeschlossen; ach Gott, er ist unglücklich, und ich darf nicht einmal seinen Kummer theilen.

Die Mutter schwieg erschrocken einige Minuten. Dann fragte sie weiter: Hast du denn keine Vermuthung? Sollte er vielleicht Unglück im Geschäft gehabt haben, bedeutende Verluste?

Nein, nein, das ist es nicht, das würde er mir sagen. Auf alle meine Bitten, meine Beschwörungen antwortet er mir: Frage mich nicht, laß mich allein; ich kann, ich darf es dir nicht sagen!

Er kann, er darf es dir nicht sagen? Nun, dann ist es wol fremdes Leid, das Unglück eines Freundes vielleicht, das ihn drückt. Mache dir keine unnöthige

Sorge, Lina; wenn es ihn selbst beträfe, so würde er es dir ja sagen.

Die junge Frau schüttelte schweigend den Kopf zu diesen Trostworten.

Hat er vielleicht einen Brief bekommen? forschte die Mutter weiter. Ich begreife nicht, Papa ist doch auf der Börse mit ihm gewesen, hat mit ihm zu Mittag gespeist und ihn bis ans Haus begleitet: wenn er etwas Besonderes an Wilhelm bemerkt hätte, würde er gewiß davon gesprochen haben.

Als er zur Börse ging, erzählte Lina, ihre Thränen zurückdrängend, nahm er so heiter wie immer Abschied von mir. Gegen halb drei Uhr schickte er mir ein Zettelchen, ich möge ihn nicht zu Tisch erwarten, Friedrich Schröder habe Papa und ihn eingeladen, in seinem Hause Aalsuppe mitzuessen. Vor einer Stunde höre ich seinen Schritt auf der Treppe. Ich eile aus der Stube ihm entgegen, aber er geht, ohne mich zu bemerken, hastig an mir vorüber in sein Zimmer und schließt hinter sich ab. Ganz erschrocken laufe ich über den Gang nach dem Schlafzimmer, um so von der andern Seite zu ihm ins Zimmer zu gehen. Da liegt er auf dem Sopha, den Kopf in den Händen vergraben, und stöhnt: O ich elender, unglücklicher Mensch! Es ist, um wahnsinnig zu werden!

Willy! schrie ich, was hast du? Was für ein Unglück ist dir geschehen?

Er fährt in die Höhe und starrt mich an.

Geh weg! ruft er. Laß mich allein! Es ist nichts, gar nichts! Laß mich nur einen Augenblick allein!

Ich wollte ihn natürlich nicht verlassen, ich bat und flehte, er möge mir sagen, was geschehen sei; aber er antwortete nicht, sondern brach in bittere Klagen über sein Schicksal aus: so früh der Aeltern beraubt, von unbarmherzigen Verwandten ins Elend, unter die niedrigste Menschenklasse gestoßen, ganz auf eigene Kraft angewiesen, habe er, um ein Stück Brot für seinen Hunger zu erwerben, arbeiten müssen wie ein Sklave, entbehren müssen wie ein Bettler, in einem Lebensalter, wo die Kinder solcher Leute wie Schröder und Imholz noch keine Ahnung davon haben, woher das Geld kommt, mit dem man sie nährt und kleidet. Er sei allen Versuchen, allen Gefahren preisgegeben, niemand habe ihm mit Rath und Fürsorge zur Seite gestanden.

Mama, unterbrach sie plötzlich ihre Erzählung, sollte ihn jemand beleidigt, ihm seine Vergangenheit vorgeworfen haben? Papa ist ja während der Zeit seiner Abwesenheit bei ihm gewesen, hat er dir nichts erzählt?

Papa hat mir erzählt, entgegnete Frau Hellmuth, Friedrich Schröder sei, als er mit Wilhelm die Börse verlassen habe, auf der Straße zu ihnen getreten, habe sie mit großer Herzlichkeit begrüßt und seinen Glückwunsch zu eurer Heirath abgestattet, dann habe er Bröker freundschaftliche Vorwürfe gemacht, daß er ihn so vernachlässigt, ihm nicht einmal seine Verlobung angezeigt habe.

Wir sind doch Verwandte, habe er hinzugefügt. Meine Frau hat soviel von Ihrer seligen Mutter gehalten; sie hat sich außerordentlich gefreut, daß es Ihnen so gut geht. Wollen Sie mir eine große Freude machen, meine Herren, so treten Sie bei uns ein, wir sind ja gerade vor meiner Hausthür. Theilen Sie unser Mittagsmahl. Ich habe schon mehreremal den Versuch gemacht, Bröker, Sie zu begrüßen, wenn ich Sie auf der Börse traf. Aber jedesmal drehten Sie sich gerade um, oder es drängte sich ein anderer dazwischen, sodaß ich Sie aus den Augen verlor. Heute sollen Sie mir nicht entwischen, ich werde Sie festhalten, ich habe es meiner Frau versprochen, Sie und Herrn Hellmuth mitzubringen.

Dein Mann hat sich gesträubt, wie Papa erzählt, er hat gesagt, du erwartest ihn, es würde dir unangenehm sein, wenn er ausbliebe; aber Friedrich

Schröder hat versprochen, dir und mir Botschaft zu senden, und so sind denn die Herren ins Haus gegangen. Frau Schröder hat deinen Mann mit derselben Herzlichkeit begrüßt, und während des Mittagessens haben beide Eheleute, zu Papa's großer Genugthuung, sich in Liebenswürdigkeit überboten, gleichsam als wollten sie eine etwaige Härte oder Nachlässigkeit aus früherer Zeit wieder gut machen. Nach Tisch, und das erzählte Papa mit vielem Vergnügen, hat Friedrich Schröder seinen Sohn hereingerufen, den einzigen, den er hat, einen Knaben von dreizehn Jahren etwa.

Sieh, Karl, hat Schröder gesagt, sieh dir diesen Herrn an, Herrn Wilhelm Bröker, an dem nimm dir ein Beispiel, den laß dir zum Vorbild dienen. Der hatte, als er nicht viel älter war als du, weder Vater noch Mutter, noch Verwandte, die dafür sorgten, daß er Wohnung, Essen und Kleider hatte, und daß er die Fähigkeiten und Kenntnisse sich erwerben konnte, die man nöthig hat, um sein Fortkommen in der Welt zu finden. — Und jetzt ist er ein Mann, vor dem jeder den Hut abzieht. Frage ihn, wie er es angefangen hat, mit leeren Händen und ohne alle Unterstützung vor seinem dreißigsten Jahre ein angesehener Fabrikant zu werden, und dann bemühe

dich, die günstigen Verhältnisse, die Gott dir in der Jugend gönnt, so gut zu benutzen, wie Herr Bröker die ungünstigen, dann wirst du deinem Vater Ehre machen.

Die Mutter hielt einen Augenblick inne und sagte dann mit einem Tone des Triumphs: Nun Lina, was meinst du? Dies ist doch sicher nichts Unangenehmes?

Lina erwiderte nach einer Pause: Es war gewiß recht gut gemeint von Herrn Schröder, wenn auch ein wenig unfein. Ich weiß, es ist Willy stets unangenehm, wenn man seine Vergangenheit erwähnt. Es war auch zu schrecklich, ein armes älternloses Kind so in die Welt hineinzustoßen. Aber ich kann nichts finden in diesem Ereigniß, was Wilhelm's Benehmen von vorhin erklärt. Es muß noch etwas anderes vorgefallen sein. Erinnerst du dich nicht, Mama, was sonst noch gesprochen ist. Hat Papa nichts anderes erzählt?

Ich wüßte nicht, — aber ich kann näher nachfragen.

Ich möchte so gern wissen, was ihn verletzt hat, sagte die junge Frau, um ihn zu beruhigen und alles von ihm fernzuhalten, was ihn unsanft berühren könnte. Mir thut das Herz weh', wenn ich

denke, was er gelitten hat in seiner Verlassenheit. Er hat ein so reizbares Ehrgefühl. Wenn er es nur wüßte, daß ich ihn nur deshalb so liebe und achte, weil er in unwürdigen Verhältnissen so ehrenhaft, so rechtschaffen geblieben ist! Aber ich glaube, er wird es nie verwinden, daß Menschen wie Schröder und Imholz auf ihn wie auf einen Bettler herabgesehen haben. Mama, sollte nicht vielleicht zwischen ihm und Friedrich Schröder in früherer Zeit etwas vorgefallen sein, was Willy nicht vergessen kann? Es ist doch auffallend, daß er gerade Schröder ganz ignorirt hat, da er doch mit Imholz und den übrigen Verwandten verkehrt.

Mutter und Tochter waren so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie nicht bemerkten, wie der Gegenstand ihrer Unterhaltung bereits seit einer Viertelstunde Zeuge derselben war. Der weiche Teppich hatte seinen Schritt für die Sprechenden unhörbar gemacht, und wenn sie auch zufällig nach dem Hintergrunde des Zimmers geblickt hätten, wo er wie eine Statue unbeweglich stand, die Dunkelheit hätte ihn verborgen, denn die Frauen hatten vergessen nach Licht zu klingeln.

Bröker hatte vorhin bei Schröder geglaubt, es sei der Gipfel der Qual, als er auf dem Schauplatz

seines Verbrechens demselben Knaben, der in jenem unseligen Augenblick ihn aus dem Comptoir herauskommen sah, als Vorbild und Muster aufgestellt wurde. Schröder's Rede, die Herr Hellmuth als wohlgemeinte Ehrenbezeigung, als Lob und Anerkennung aufgefaßt hatte, klang seinem schuldbewußten Schwiegersohn wie der bitterste Hohn, wie eine versteckte Drohung. Er fand in den Worten: Frag' ihn, wie er es angefangen hat, mit leeren Händen und ohne alle Unterstützung ein angesehener Fabrikant zu werden, die Andeutung: „Ich weiß, daß du mir das Geld gestohlen hast, womit dein Geschäft begründet ist. Jetzt zieht jeder vor dir den Hut ab, aber wenn ich sprechen wollte, so lägest du wieder im Staube." Die Furcht vor der Entdeckung, die Scham über seine That, das ganze Bewußtsein seiner unterhöhlten Stellung, so lange zurückgedrängt durch sein häusliches Glück, war auf einmal wieder da.

Aber wie gering war die Pein jenes Augenblicks gegen die des jetzigen, wo er seinem Weibe zuhörte, wie es mit allem Scharfsinn der Liebe und Angst nach seinem Geheimniß forschte. Wie nahe war sie schon der Quelle seines Elends gekommen. Konnte die Entdeckung ausbleiben, wenn sie ihren Vater fragte, ihm ihre Vermuthungen mittheilte? —

O Gott, es konnte unmöglich verborgen bleiben, und Lina selbst führte seine Schande und ihr Unglück herbei.

Er wollte vortreten, sie am Weitersprechen verhindern; aber es lag wie Blei auf ihm, die Angst schnürte ihm die Kehle zu, es war ihm, als müßte das erste Wort, was aus seinem Mund käme, ein Geständniß seiner Schuld sein.

Endlich faßte er sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft. Er schritt absichtlich hörbar durch das Zimmer auf die beiden Frauen zu.

Guten Abend, sagte er, als träte er soeben ein. Sind Sie da, Mama? Weshalb hast du kein Licht, Lina?

Wilhelm! rief sie, indem sie aufsprang und beide Arme um seinen Hals warf.

Die Mutter unterbrach zuerst das Schweigen.

Lina ist so reizbar jetzt, sagte sie mit unsicherer Stimme. Ich habe ihr gesagt, sie dürfe nicht alles so schwer nehmen. Es kommt im Geschäftsleben mancherlei vor, was wol geeignet ist, den Männern die Laune zu verderben.

Ich müßte meine Stimmung besser beherrschen können, entgegnete er gepreßt. Aber jede Erinnerung an meine elende Jugend —

Er stockte, die Lüge wollte nicht über seine Lippen.

Also das war es! fiel Frau Hellmuth ein. Aber,

mein lieber Wilhelm, darin kann ich dich wirklich nicht begreifen. Wie kann das dich verstimmen, was dir doch nur Veranlassung zu Dank gegen Gott und zu gerechtem Selbstgefühl geben sollte. Ich glaubte, daß ich dich, nach dem, was Hellmuth mir erzählt hat, vergnügt und stolz finden würde, wie einen Schüler, der einen Preis bekommen hat, und statt dessen beklagst du dich. Lina muß dir eine Strafpredigt halten, du verdienst sie wirklich. Dein Benehmen kommt mir vor, als wenn ein General, der einen großen Sieg erfochten hat, sich bitterlich beklagen wollte über die Menge der Feinde und die vielen Kanonen, gegen die er zu kämpfen gehabt habe. Je mehr Feinde, desto mehr Ruhm. Je größer die Hindernisse, desto größer der Sieg. Mit einem Wort, Herr Schwiegersohn, ich begreife dich nicht. Ich an deiner Stelle würde mich Friedrich Schröder gegenüber wie ein König gefühlt haben. Nun, lebt wohl, Kinder, ich muß nach Hause. Seid vernünftig und quält euch nicht mit eingebildeten Sorgen. Gott möchte euch sonst zur Strafe für euern Undank wirkliche senden.

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied, die er mit krampfhaftem Druck ergriff, ohne ein Wort zur Erwiderung zu finden.

XVI.

Es war unterdessen Licht gebracht, und das Dienstmädchen kam mit dem Theegeschirr und ging ab und zu, mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigt.

Bröker hatte sich ins Sopha geworfen, und saß unbeweglich, den Kopf auf die Hand gestützt, ohne zu sprechen. Lina bereitete, ebenso stumm wie er, den Thee. Von Zeit zu Zeit erhob sie die Augen von ihrer Beschäftigung und betrachtete mit unruhigem Blick das bleiche Gesicht ihres jungen Gatten. Der gramvolle, trostlose Ausdruck seiner Züge schnitt ihr ins Herz und erfüllte sie mit einer unbestimmten Angst, und zugleich mit dem tiefsten Mitleiden. Wie schrecklich mußten seine Leiden gewesen sein, wenn sie ihn jetzt in der Erinnerung noch mit solcher Bitterkeit erfüllten!

Das Dienstmädchen ging endlich, und die beiden waren allein. Aber auch jetzt konnte der unglückliche

Mann sich nicht entschließen, seine Stellung zu ändern und das Schweigen zu brechen. Was sollte er sagen? Wie sollte sein Auge ihrem angst- und liebevollen Blick begegnen? Was sollte er antworten auf ihre besorgten Fragen? Die Wahrheit?! — Sollte er die Ruhe ihrer Tage, den Schlaf ihrer Nächte vergiften, indem er sie zur Theilnehmerin und Bewahrerin seines Geheimnisses machte? Sollte sie, die Unschuldige, elend sein durch die Furcht vor der Entdeckung seines Verbrechens, wie er, der Schuldige?! — Nein, ihr die Wahrheit sagen, wäre ein zweites Verbrechen. Es war seine Pflicht, ihr die glückliche Blindheit zu bewahren.

Und doch, trotz allem, fühlte er ein fast wahnsinniges Verlangen, ihr alles zu sagen, um nur einmal, einmal im Leben sein Herz zu entlasten und es einer liebenden Seele zu klagen, was ihn mit so entsetzlicher Schwere seit langen, langen Jahren bedrückte.

Die junge Frau stand unentschlossen eine Weile. Endlich glitt sie neben ihm ins Sopha und faßte mit schüchternem Druck seine herabhängende Hand.

Er schlang schweigend den Arm um sie und zog sie an sich. Da lag sie an seinem Herzen, so nah und so unerreichbar fern! Wie eine Eiswand trennte

sein Bewußtsein ihn von dem heißgeliebten Weibe. Er mußte ihr ein Fremder bleiben für immer. Hatte sie nicht selbst gesagt, daß sie ihn nur deshalb liebe, weil er ehrenhaft geblieben sei in unwürdiger Lage! Ihr vertrauen, ihr zeigen, was er in Wirklichkeit war, hieß ihre Liebe, ihre Achtung, alles, was ihm das Leben theuer machte, für immer verlieren.

Willy! flüsterte sie innig. Ist es dir ganz unmöglich, die Vergangenheit zu vergessen? Die Gegenwart ist so schön. Mama hat recht, wir haben ja alles, was Menschen glücklich machen kann. Noch gestern sagtest du, dein Haus sei ein Paradies.

Vergessen! wiederholte er schmerzlich. Wie ist es möglich, zu vergessen, wo jeder Stein auf der Straße mich erinnert an die Vergangenheit! Ja, mein Haus wäre ein Paradies, wenn es nicht in Hamburg stände!

Sie zuckte, und ihre Hand sank von seiner Schulter. Eine lange Pause trat ein, während welcher die Röthe aus ihrem Gesicht langsam verschwand.

Endlich begann sie wieder, mit ungewisser Stimme: Ist es durchaus nothwendig, Willy, daß wir in Hamburg bleiben?

Er fuhr auf aus seiner liegenden Stellung, und ein Strahl ging über sein Gesicht, als sähe er plötzlich Licht in dunkler Nacht.

Nothwendig?! Nein! Ich kann mein Geschäft ja überall treiben. Weshalb fragst du?

Wenn dir Hamburg so verhaßt ist, Willy, so können wir ja fortziehen von hier.

Aus dem Paradiese! entgegnete er mit fallender Stimme. Aus unserer Heimat, von deinen Aeltern und Geschwistern und Jugendfreunden. O, Lina, wie könnte ich dir so etwas zu Leide thun.

Denke nicht an mich, sagte sie liebevoll. Ich habe keine Freude, wenn ich dich leiden sehe. Jeder Ort, wo ich dich glücklich weiß, wird mir wie eine Heimat vorkommen. Wie manche Frau muß Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachfolgen.

Sprich nicht weiter! rief er leidenschaftlich. Ich weiß, du würdest mir jedes Opfer bringen; aber ich wäre ein Schurke, wenn ich es annähme! Es ist eine Grille von mir, eine Thorheit, was mir mein Glück vergällt. Ich muß, ich werde sie mir aus dem Sinn schlagen. Du sollst nicht leiden, nicht aus dem Paradies gestoßen werden wegen ....

Wegen meiner Schuld! war er im Begriff zu sagen, aber er preßte das verrätherische Wort zurück und stand hastig auf, sich aus ihren umschlingenden Armen frei machend.

Wenn es dich glücklich macht, so ist es kein

Opfer, sagte sie herzlich. Dein Glück ist das meine, ich kenne kein anderes. Wir wollen heute nicht mehr davon sprechen. Aber eins bedenke: wo wir auch wohnen, in Hamburg oder in Wandsbeck oder in Bremen, ein Haus werden wir überall haben; in dem Hause werden du und ich sein; du und ich sind ein glücklich liebend Paar, und wo ein glücklich liebend Paar ist, da ist das Paradies. Also ist es unmöglich, daß ich aus dem Paradies gestoßen werde, es sei denn, daß wir aufhörten, uns zu lieben.

Aufhören, uns zu lieben?! rief er. Lina! Wie kommst du zu diesem Gedanken? Hältst du es für möglich, daß — daß du jemals aufhören könntest, mich zu lieben?

Sie stand auf und sah ihn einige Augenblicke an, ohne zu sprechen.

Willy, sagte sie endlich, zu ihm tretend und beide Hände auf seine Schultern legend, wenn du mich fragen kannst, ob ich dich liebe und dich immer lieben werde, so weiß ich nicht, was ich dir antworten soll. Welche Beweise verlangst du denn? Bedenke doch, du hast nicht um mich geworben; mein Vater, weil er sah, daß ich mich aus Liebe zu dir verzehrte, ist zu dir gekommen und hat dir meine Hand angetragen.

Sie erröthete tief bei diesen Worten und drückte ihr Gesicht auf die Hände, die noch auf seiner Schulter lagen.

Ich habe doch auch meinen Stolz, fuhr sie in dieser Stellung fort; miß danach die Größe meiner Liebe ab, daß ich mich gar nicht schäme, auf solche Weise dein Weib geworden zu sein. Und wie sollte diese Liebe jemals aufhören können? Bist du, bleibst du nicht derselbe Mann, dem mein Herz vom ersten Augenblick angehörte, der bravste, liebenswürdigste, redlichste Mann, dem mein Vater mit vollem Vertrauen das Glück seiner Tochter in die Hände gelegt hat?

Sie blickte auf mit der Zuversicht, in seinen Augen einer Erwiderung dessen zu begegnen, was sie mit so herzlichen Worten aussprach. Aber er hielt ihren Blick nicht aus, sondern wandte hastig den Kopf zur Seite.

Willy, sagte sie nach einer Weile leiser und unsicherer, wenn jemand von uns Veranlassung hätte, an der Liebe des andern zu zweifeln, so müßte ich es sein und nicht du. Die Leute sagen ja, eine Frau, die ihren Mann einmal sucht, muß ihn immer suchen. Aber ich zweifle trotzdem nicht, ich baue auf dich wie auf Felsen. Ich weiß, du kannst mich nicht

täuschen. Und ebenso gut könnte ich den Glauben an Gott, wie an dich aufgeben.

Wieder hielt sie inne und wartete auf Antwort, wieder vergebens. Er hatte die Hände vor das Gesicht gelegt, und sein ganzer Körper zitterte.

Sie wandte sich rasch nach der Wiege, nahm das erwachte Kind heraus, und trat wieder dicht zu ihm.

Willy, ich beschwöre dich, habe Vertrauen zu mir, sage mir, was dir fehlt. Sieh mich an! Ich bin dein Weib, die Mutter deines Kindes. Dein Schicksal ist mein, ist unsers Kindes Schicksal. Was dich trifft, trifft auch uns. Du darfst deinen Schmerz nicht allein tragen, wir haben ein Recht, ihn mitzutragen. Ich muß, ich will es wissen, was dich quält.

Der unglückliche Mann wandte den Kopf herum, aber als er den Augen seines Kindes begegnete, das ihm freundlich entgegenlachte, drang ein Aechzen aus seiner Brust, und er streckte abwehrend die Hände aus gegen Frau und Kind.

Willy, rief sie todtenblaß, um Gotteswillen, du zweifelst doch nicht im Ernst an mir?

Nein, nein! stöhnte er. Du bist ein Engel! Aber laß mich, ich kann es nicht mehr ertragen.

Und im nächsten Augenblick hatte er das Zimmer verlassen.

XVII.

Die Nacht ist keines Menschen Freund, keines sorgenvollen wenigstens, keines leidenden, keines schuldbewußten. Was im hellen Lichte des Tages nur ein grauer Schatten war, wird pechschwarz im Dunkel der Nacht; was leicht wog wie eine Feder, wird schwer wie Blei. Das ist eine alte Wahrheit. Wer ist der Glückliche, der sie noch nicht kennt, der sich noch nicht gefürchtet hat vor der langen, langen Nacht, der noch nie den ersten Morgenstrahl begrüßt hat als den Erlöser von unerträglicher Pein! Der Tag ändert freilich nichts, der Schmerz, die Sorge, die Schuld bleiben. Aber man ist doch nicht ganz allein mit ihnen eingeschlossen, ist ihnen nicht hülflos preisgegeben wie einem übermächtigen erbarmungslosen Feinde. Andere Erscheinungen, andere Ereignisse treten vor die Seele und verdrängen wenigstens auf

Augenblicke das quälende Gespenst. Aber in der stillen, dunkeln Nacht weicht es nicht von der Stelle, und eintönig wie der Pulsschlag und das Picken der Uhr wiederholt es immer und immer denselben Spruch, der immer lauter, immer unheimlicher wird, bis der Schlaf ganz verscheucht ist und die Daunen des Lagers sich zum Dornenbett verwandelt haben, auf dem der Gepeinigte sich ruhelos hin- und herwirft.

Es war nicht die erste Nacht, in welcher das Gespenst seiner Schuld an Bröker's Lager Wache hielt; aber wie heute hatte es ihn noch nie gequält. Der Gedanke, der ihm flüchtig am Mittag durch den Sinn gefahren war, Schröder wisse um seinen Diebstahl und habe ihm dies andeuten wollen, kam jetzt wieder, und was ihm damals als möglich vorkam, schien ihm jetzt zweifellose Gewißheit.

Wahrscheinlich, so mußte er es sich im Dunkel der Nacht ausmalen, wahrscheinlich hatte Schröder schon gleich Verdacht geschöpft, damals als er ihm auf seiner Hausdiele, vor der Comptoirthür das Trinkgeld bezahlte. Wenn Bröker sich erinnerte, wie ihm das Herz geklopft hatte und in welcher Verwirrung er aus dem Hause geeilt war, so konnte er nicht zweifeln, daß seine innere Unruhe sich in seinem Aeußern ausgeprägt haben müsse. Und es

bedurfte ja für Schröder nichts als den ersten Anknüpfungspunkt, so meinte Bröker, um den Faden, der sich durch sein Leben zog, bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. War Willy's Verwirrung damals Schröder aufgefallen, so mußte er sie natürlich später mit dem gestohlenen Gelde in Verbindung bringen. Ebenso natürlich war es dann, daß er Willy ferner beobachtete und aus dem steigenden Wohlstande desselben seine Schlüsse zog. Freilich hatte er ihn alle diese Jahre hindurch nicht behelligt und keinen Versuch gemacht, ihm seinen Raub wieder zu entreißen. Aber auch dafür fand der Selbstquäler einen Erklärungsgrund. Anfangs mochte Schröder überlegt haben, daß er keine Beweise für seinen Verdacht habe; später mochte er gewartet haben, bis Willy's Glücksumstände vollständigen Ersatz für das Gestohlene versprachen. Vielleicht war ihm auch für einige Zeit der Dieb aus dem Gesicht, oder die Sache aus dem Gedächtniß entschwunden. In den letzten Jahren hatte Schröder wahrscheinlich auf eine Gelegenheit gelauert, wie die vom vorigen Mittag. Er hatte Bröker ja an der Börse selbst erzählt, daß er schon mehreremal den Versuch gemacht habe, ihn anzureden. Die Scene bei Tisch mit seinem Sohn war sicher von Schröder arrangirt, wie die Komödie in Hamlet,

um den Verbrecher durch Ueberraschung zum Selbstverrath zu treiben.

Hatte er sich wirklich verrathen? Er rief sich alle Einzelheiten ins Gedächtniß. Nein, soviel er sich entsann, hatte er nichts gethan oder gesagt, was als Beweis für seine Schuld dienen konnte. Blaß oder roth mochte er geworden sein bei Schröder's Rede, aber Verwirrung und Verlegenheit bei einer solchen Schaustellung würde bei dem Unschuldigsten natürlich gefunden und höchstens als übertriebene Bescheidenheit ausgelegt werden. Aber später, seiner Frau gegenüber, hatte er sich verrathen. Lina war seinem Geheimnisse auf der Spur; wenn sie und die Mutter dem Vater erzählten, was heute zwischen ihnen vorgefallen war, so mußte Bröker erwarten, daß Hellmuth in seiner rücksichtslosen Geradheit beim ersten Zusammentreffen mit Friedrich Schröder diesen fragen würde: Sagen Sie, was haben Sie mit meinem Schwiegersohn gehabt?

Die Brust schnürte sich ihm zusammen bei diesem Gedanken. Ein fürchterliches Gefühl durchzuckte ihn: sein schlimmster Feind auf Erden war sein Weib! — Sie schlief auch nicht in dieser Nacht, ihre unruhigen Athemzüge verriethen es ihm. Sie lag da und sann nach über das, was er gethan und gesprochen und

suchte nach der Erklärung dessen, was sie vernommen hatte. Sie bewachte ihn. Wenn er einschliefe und wenn er in seiner fieberhaften Aufregung laut träumte! Sie würde jedes Wort erhaschen, würde es deuten, würde es der Mutter mittheilen ....! Entsetzlich! Er hätte aufstehen, entfliehen, sich in den entferntesten Winkel des Hauses einschließen mögen. Aber was würde sie von einem solchen Benehmen gedacht haben!! —

Endlich kam der frühe Morgen des Sommertages, und das aufdämmernde Licht legte sich wie eine kühle Hand auf die fiebernde Schläfe des Unglücklichen. Sein Blut begann ruhiger zu fließen, und er besann sich wieder, daß alles, was ihn ängstigte, nicht unvermeidliche Gewißheit, sondern nur Möglichkeit war, die vielleicht nicht eintraf, der er entgehen konnte mit Vorsicht und Gewandtheit. Wenn er Lina sagte: „Frage mich nicht über meine Vergangenheit, forsche nicht nach dem, was ich dir nicht sagen kann ohne Schmerz, sprich nicht mit deiner Mutter über das, was zwischen uns vorfällt", gewiß, sie würde schweigen. Sie liebte ihn ja, sie war ja bereit, ihm alles zu opfern, ihre Heimat, ihre ....

Er hielt inne. Wieder fiel der Gedanke wie ein Lichtstrahl in die Nacht seiner Seele! Wenn du

Hamburg verließest! Wenn du hingingest, wo niemand deine Vergangenheit kennt! Friedrich Schröder aus den Augen, jeder Möglichkeit der Entdeckung aus dem Wege!

Es war freilich ein großes Opfer, das er von seiner guten Lina verlangen mußte; es würde ihm entsetzlich schwer werden, es anzunehmen, gerade weil sie es so selbstverleugnend anbot und so ohne Klage von allem scheiden würde, was ihrem Herzen nächst ihm am theuersten war. Es war die härteste Strafe für ihn, daß sein schuldloses Weib das Paradies verlassen mußte um seiner Schuld willen. Aber gerade seines Weibes, seines Kindes wegen mußte er ja Hamburg verlassen; wenn sie nicht wären, wenn er allein stände in der Welt, so könnte er bleiben und der Gefahr trotzen. Was läge am Ende daran, wenn ihn der Schlag träfe, den er so lange Jahre gefürchtet hatte! Unglücklicher, als er sich jetzt fühlte, konnte er kaum werden. Schlimmstenfalls konnten die Fluten der Elbe den Ehrlosen bedecken. Aber Lina, aber sein Kind! Nein, er mußte weg von hier, je eher, desto lieber.

Die arme junge Frau an seiner Seite durchwachte die Nacht fast ebenso traurig wie er. Sie machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß sie ihn so ge-

quält hatte mit Fragen, und vor allem, daß sie ihrer Mutter mitgetheilt hatte, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorgegangen war. Sie ahnte nichts von dem Grunde, weshalb ihm dies unangenehm war; aber sein ganzes Benehmen hatte deutlich genug verrathen, daß er wünschte, es möge von der Sache nicht weiter die Rede sein.

Schröder muß ihn aufs empfindlichste verletzt haben, dachte sie. Wie konnte ich auch so taktlos sein, von Willy zu verlangen, daß er den Schmerz noch einmal leiden sollte, indem er Schröder's Worte wiederholte. Vielleicht war es etwas Demüthigendes. Ich will nicht mehr fragen, ich will Mama bitten, es nicht wieder zu erwähnen. Und am Ende wäre es doch das Beste, wenn wir von hier wegzögen. Nicht alle Menschen sind so vernünftig, Willy's Vergangenheit ihm zur Ehre anzurechnen. Und weshalb soll ein Mann, wie er, Kränkungen ertragen von Leuten, die tief unter ihm stehen an Bildung und Edelsinn, nur weil er durch eigene Kraft errungen hat, wozu andere mit Hülfe von ererbtem Gelde gelangten! Ich weiß, Mama wird mir recht geben, wird auch einsehen, daß es für uns besser ist, wenn wir unsern Herd anderswo gründen. Sie hat Willy viel zu lieb, um zu wollen, daß er sich öfter Be-

gegnungen aussetze, die ihn so unglücklich machen, wie er gestern war.

Sie hatte ihre Mutter richtig beurtheilt. Die kluge Frau kannte die Welt besser als ihre Tochter, und wenn sie auch nicht ahnen konnte, daß das Geschäft ihres Schwiegersohnes mit gestohlenem Gelde gegründet war, so war ihr doch gestern bei seinem sonderbaren Benehmen der Gedanke gekommen, ob vielleicht Friedrich Schröder von Bröker etwas wisse, was diesem nicht zur Ehre gereiche, und woran er höchst ungern erinnert werde. Bei einer Vergangenheit wie die Willy's lag ein solcher Gedanke nicht fern. War ihre Vermuthung gegründet, so stand es in Schröder's Gewalt, dem Gatten ihrer Lina zu schaden. Frau Hellmuth kannte Schröder nicht genau genug, um zu wissen, ob er der Mann danach war, von einem auf solche Weise erlangten Uebergewicht zu Bröker's Nachtheil Gebrauch zu machen, er galt für einen gutmüthigen, wenn auch nicht gerade sehr feinen Mann. Jedenfalls war aber das junge Ehepaar in bedenkliche Abhängigkeit zu ihm gerathen; es war genöthigt, alle mögliche Rücksicht auf Menschen zu nehmen, die ihnen weder verwandtschaftlich noch freundschaftlich nahe standen. Sie konnten nicht sicher sein, daß nicht eine kleine, wenn

auch unabsichtliche Vernachlässigung oder eine zufällige Collision in Geschäftssachen Schröder's Groll erregte und das bisher Verschwiegene auf seine Zunge brachte.

Frau Hellmuth nahm deshalb Lina's Andeutung, es würde für ihres Mannes Geschäft vortheilhafter sein, wenn er es in Bremen betreiben könnte, und es sei nicht unmöglich, daß er früher oder später dahin übersiedele, durchaus nicht unwillig oder erschrocken auf, sondern erwiderte: Widerstrebe deinem Manne nicht, liebe Lina, wenn er eine solche Absicht haben sollte. So ungern ich euch verliere, es würde vielleicht doch ein Glück für euch sein. Hamburg ist ein eigenthümlicher Ort, und trotzdem es eine freie Stadt ist, doch gewaltig aristokratisch. Ob es Willy je ganz gelingen wird, seine Vergangenheit vergessen zu machen, das scheint mir sehr zweifelhaft. Es wird euch hier immer etwas im Wege sein, was euch verhindert, in der Gesellschaft den euerer Bildung und euern Talenten angemessenen Platz einzunehmen. Bröker hat angesehene, einflußreiche Verwandte, das ist wahr; aber es geht ihm wie dem kleinen Töffel, sie sehen in ihm stets noch den unbändigen Willy, der nacheinander Schusterjunge, Kofferträger und Kellner gewesen ist. Sie erkennen an, daß er sich „sehr herausgemacht hat“; aber sie behalten ihre

Protectionsmiene und ihre herablassende Freundlichkeit ihm gegenüber bei. Ein Mann mit so starkem Ehrgeiz, wie Bröker, wird das von Tag zu Tag unangenehmer empfinden. Sein Geschäft ist schon jetzt ein ausgezeichnetes; bei seinem Fleiß und seiner Gewandtheit ist kein Zweifel, daß er binnen zehn Jahren ein reicher Mann sein wird. Weshalb soll er in beengenden, demüthigenden Verhältnissen bleiben, wenn es nicht nöthig ist und wenn Gott ihm die Fähigkeiten gegeben hat, einen höhern Platz und einen größern Wirkungskreis auszufüllen? Ich weiß, mein Kind, du wirst in deinem Hause, mit deinem Manne und deiner kleinen Meta unter allen Verhältnissen zufrieden sein. Aber Willy ist anders als du. Und wenn er nicht glücklich ist, wirst du es auch nicht lange bleiben. Des Mannes Laune macht gutes oder schlechtes Wetter im Hause. Sprich deshalb nicht dagegen, wenn er nach Bremen ziehen will. Wo es dem Manne wohl ist, da ist des Weibes Heimat.

So fand denn Bröker kein Hinderniß in seiner Familie. Alle, der Vater aus geschäftlichen Gründen, billigten seinen Entschluß, den er mit der Hast der Angst auszuführen strebte. In wenigen Monaten war alles zum Umzuge nach Bremen geordnet, und sie konnten Hamburg verlassen.

Weine nicht, Lina, flüsterte er, als sie das Haus verließen, in das sie vor kaum einem Jahre so voll Freude eingezogen waren; weine nicht, du sollst es nicht bereuen, daß du mir alles zum Opfer bringst, was dir theuer ist. Was Manneskraft und Mannesliebe vermag, werde ich aufbieten, dich glücklich zu machen, dir jedes Leid zu ersparen. Was du auch wünschen wirst, wenn es in meiner Macht steht, ich werde es dir geben.

Behalte mich nur lieb und sei selbst vergnügt; entgegnete sie innig, das ist alles, was ich bedarf, um glücklich zu sein.

XVIII.

Eine alte Sage erzählt von einem Bauer, in dessen Haus ein Kobold sich eingeschlichen hat, der durch seine boshaften Streiche den Eigenthümer so völlig zur Verzweiflung bringt, daß dieser nach vielen mislungenen Versuchen, den ungebetenen Gast loszuwerden, endlich sein Haus anzündet, damit der Kobold in den Flammen umkomme. Der Bauer sitzt auf dem Wagen, der seinen geretteten Hausrath enthält, und blickt nach der Brandstätte, froh, daß er endlich, wenn auch um den höchsten Preis, seinen Peiniger losgeworden; da hört er hinter sich eine Stimme: „Gottlob, das ging noch gerade gut! Beinahe wären wir mit verbrannt!“ Der Bauer sieht sich erschrocken um, da sitzt der Kobold auf der Kornkiste hinten auf dem Wagen und reibt sich behaglich grinsend die Hände.

Bröker war glücklicher; sein Kobold blieb zurück. Die Angst wich von seiner Seele, als Hamburg aus seinem Gesichtskreise entschwand. Mit jeder Meile, die sich zwischen ihn und den Schauplatz seines Jugendlebens legte, wurde es ihm leichter und freier ums Herz. Es wàr ihm, als werde seine Vergangenheit von ihm abgestreift wie die Ketten von den Händen eines Gefangenen, dem seine Freiheit verkündet wird. Die Welt lag vor ihm wie eine reiche, lachende Flur, dem rüstigen, unverdrossenen Arbeiter goldene Früchte für seine Mühen versprechend. Jetzt, da der Druck der Angst von ihm gewichen war, empfand er mit frohem Selbstgefühl, daß ihm keine der Bedingungen zu einem glücklichen Dasein mangelte. Er war jung, gesund, im Besitze der Mittel und der Fähigkeiten, für sein treffliches Weib und sein liebes kleines Mädchen eine sichere, ja eine glänzende Existenz zu gewinnen. Und auch dessen war er sich bewußt, daß die Klippen, an denen so manches Lebensschiff scheitert, ihm nicht gefährlich werden konnten. Der Leichtsinn, die Genußsucht und der Uebermuth seiner Jugendjahre waren wie ausgelöscht aus seinem Charakter. Die gestohlenen Doppellouisdor hatten ihn Besonnenheit, Mäßigkeit und Demuth gelehrt.

Der frohe Muth, mit dem er in Bremen einzog,

erwies sich als ein richtiges Vorgefühl. In kaufmännischer Beziehung war die Uebersiedelung seiner Cigarrenfabrik nach Bremen eine sehr glückliche Speculation. Er fand dort für diesen Geschäftszweig einen sehr günstigen Boden, und jetzt, da er frei von Sorgen mit aller Energie sich seinen Unternehmungen widmen konnte, gewannen sie bald eine ihm selbst unerwartete Ausdehnung und entsprechenden Erfolg. Noch ehe er dreißig Jahre zählte, war sein Geschäft eins der bedeutendsten in der reichen Hansestadt, und lange, bevor er vierzig alt war, hätte er, wenn er wollte, die Arbeit aufgeben und als ein reicher Mann von seinen Zinsen leben können.

Ebenso günstig, wie seine pecuniäre, gestaltete sich auch seine gesellschaftliche Lage. So wie ihn sein Geheimniß gemacht hatte, zurückhaltend, besonnen und streng solid, paßte er ganz und gar für das förmliche, nüchterne Bremen, das aller Extravaganz und aller Nonchalance abhold ist. Von Bröker's frühern Erlebnissen und Familienverhältnissen wußte man im allgemeinen nur, daß er zu einer angesehenen Familie gehörte, und daß dieser und jener reiche Hamburger sein Onkel oder sein Vetter war. Hier drückte ihn also seine Verwandtschaft nicht nieder wie in Hamburg, sondern sie diente dazu, ihm Credit und

Eingang in die bessern Häuser zu verschaffen. Seine und Lina's persönliche Vorzüge thaten dann das Uebrige. Da sie ein Haus machen konnten und es mit großer Gastfreiheit und Liebenswürdigkeit thaten, so gewannen sie bald Bekannte genug, um, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre, allabendlich die größten Säle füllen zu können.

Aber sie gewannen bald etwas Besseres als Bekannte, sie gewannen Freunde. Eine so reine anspruchslose Güte, wie Lina sie besaß, ist immer ihres Erfolges gewiß. Talente können ihrem Eigenthümer Bewunderung erringen, sie erwecken aber auch den Neid; Geistesgaben erregen Interesse, aber auch das Mistrauen. Aber das gute Herz gewinnt alle Herzen; seinetwegen wird sogar dem Besitzer vergeben, wenn er Talente oder Geist hat neben seiner Gutmüthigkeit. So sehr Lina durch ihr anmuthiges Aeußere und ihr musikalisches Talent, durch Bildung, Geschmack und durch den Reichthum ihres Mannes die meisten Frauen ihres Kreises überstrahlte: es fühlte sich keine dieser Verdunkelten versucht, die Bevorzugte zu hassen oder niederzudrücken. Auch das einfachste, blödeste Mädchen fühlte sich unbefangener und freier in der Gegenwart der liebenswürdigen Frau, und, was mehr sagen will, die Anspruchsvollste

empfand dasselbe Wohlbehagen; denn Lina gab, was sie an geistigen und materiellen Gaben zu bieten hatte, mit reiner Güte, um andern Freude zu machen, nicht aber um sich selbst Bewunderung und Dank zu erringen.

In ihrer Natur lag weder Eitelkeit noch Uebermuth, und vollkommen glücklich, wie sie sich jetzt fühlte, war es für sie ein wahrhaftes Bedürfniß, alles um sich her so froh zu machen, wie es in ihren Kräften stand. Eine so liebenswürdige Frau nicht zu lieben, wäre so unmöglich gewesen, wie im Frühling weiche Luft, Sonnenschein und Wiesengrün unleidlich zu finden.

Bröker war nicht weniger beliebt. Von Natur war er härter und anspruchsvoller als seine Frau, sein Witz schnitt schärfer, und seine rasche, entschiedene Weise ließ nicht so viel Rücksicht und Duldung und Schonung zu. Aber das immer gegenwärtige Bewußtsein seiner Schuld hatte allmählich alle Härten seines Charakters gemildert und die Ecken abgestumpft. Trotz seines wachsenden Reichthums und daraus entspringenden Einflusses blieb ihm Hochmuth und Ueberhebung fern, und zur Selbstgerechtigkeit und zu scharfem Urtheil über andere ließ ihn sein Gewissen nicht kommen. „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Welches Recht hatte er, der

Dieb, sich besser zu dünken als andere? Wenn diese respectabeln Menschen, die sich vor ihm bückten und ihn ihres Umgangs, ihrer Freundschaft würdigten, wenn sie wüßten, wem sie so freundlich und so ehrerbietig begegneten! Wie schnell würden sie ihm den Rücken kehren! Wie sehr würde sich auch der Geringste, der Aermste über ihn erhaben dünken! Wie tief würde er in der Achtung aller ehrlichen, anständigen Menschen sinken! Nein, hochfahrend und anspruchsvoll zu sein, dazu hatte er keine Ursache und kein Recht.

Aehnlich war es mit dem Einfluß, den seine Vergangenheit übte auf das Verhältniß zu seinen Untergebenen und den zu vielen Hunderten angewachsenen Arbeitern, die er in seinen Fabriken beschäftigte. Bei aller Präcision und Consequenz war er denen, die von ihm abhingen, ein humaner und besonders ein leutseliger Herr. Er verstand zu befehlen und aus dem Fleiße anderer Nutzen zu ziehen, ohne die Gehorchenden zu kränken und die Arbeitenden zu drücken.

Es ist der Mangel an Verständniß für die niedern Klassen, was die Höherstehenden so oft tyrannisch macht. Es geht ihnen wie den Kindern, die mit stummen Thieren schonungslos wie mit leblosen Sachen verfahren, weil sie sich nicht denken können, daß etwas

Gefühl habe, was kein Gefühl äußert, oder es in anderer Weise äußert als sie. Es ist nicht Bosheit, sondern Mangel an Phantasie, Unfähigkeit, sich an die Stelle und in die Seele anderer zu denken, was eine Dame veranlaßt, ihr Dienstmädchen wie ein Wesen ohne geistige und körperliche Empfindung zu behandeln; oder den reichen Mann, seinem Arbeiter den verdienten Lohn verächtlich oder widerwillig wie ein Almosen oder wie ein Erpreßtes, Abgeschwindeltes hinzuwerfen. Weil der Niedere seinen Schmerz und sein verletztes Gefühl dem Höhern gegenüber gar nicht oder mit andern Worten und andern Mienen äußert, als der Herr und die Dame, können diese sich in der That nicht denken, daß das Kopfweh der Magd derselbe Schmerz ist wie das Kopfweh der Frau, und daß Beleidigungen und verächtliche Behandlung den Stolz des armen Mannes ebenso wol empfindlich berühren wie den des reichen.

Bröker aber hatte jahrelang das Los der niedern Klassen getheilt, er kannte ihre Sprache und ihre Anschauungsweise, hatte ihre Anstrengungen und Entbehrungen mitgemacht, und ihre Versuchungen und Kämpfe leider nur zu gut kennen gelernt. Seine besten, ja seine einzigen Freunde in der Noth waren ganz geringe Leute gewesen. Was würde wol aus

ihm geworden sein, wenn Frau Katharina sich des von seinen reichen Verwandten verstoßenen und verlassenen Knaben nicht angenommen hätte, wenn die ehrliche, kräftige Hand des Zimmermanns ihn nicht aufgehalten hätte auf der abschüssigen Bahn des Verbrechens, wenn Frau Steffens ihm nicht den Weg zur Arbeit gezeigt hätte! Wie hätte er je vergessen können, was er diesen ungebildeten, auf der socialen Leiter so niedrig stehenden Menschen dankte! Er hätte gefürchtet, die Nemesis herbeizurufen, wenn er hart gewesen wäre gegen abhängige, schwer arbeitende Menschen, wenn er nicht gethan hätte, was in seinen Kräften stand, um das Los der niedern Klassen zu verbessern und ihre Noth zu mildern. Und daher mochte es ihm auch vorkommen, als bezahle er indirect seine Schuld an Schröder, wenn er gleiche oder größere Summen den Armen schenkte. Denn die Angst vor Entdeckung, die ihn damals beim Wegziehen von Hamburg davon abgehalten hatte, den längst gefaßten Beschluß, das gestohlene Geld zu erstatten, auszuführen, hielt ihn noch immer davon ab. Seine Sicherheit beruhte darauf, daß Schröder's Verdacht einschlief oder das Ereigniß selbst aus dem Gedächtniß desselben entschwand. Bröker wagte nicht zu thun, was die Erinnerung wieder auffrischte und

den Verdacht von neuem auf ihn lenkte. Er durfte das Geld nicht Schröder geben; aber er gab es den Armen. Seine Hülfe fehlte bei keinem guten Werke, sein Name auf keiner Subscriptionsliste für wohlthätige Zwecke, und unter den Armen war es ein oft wiederholter Trost: „Gehe zu Bröker, wenn dir geholfen werden kann, so hilft er."

Auf diese Weise gewann er die Achtung und das Vertrauen seiner neuen Mitbürger, und da mit seinem Reichthum auch sein Einfluß wuchs, so war es ganz natürlich, daß ihm nach und nach alle Ehren zu Theil wurden, die ein Freistaat zu vergeben hat. Wie ein voller, klarer Strom, immer breiter und prächtiger werdend, floß sein Leben dahin. Alles, was ein Menschenherz befriedigen kann, Reichthum, Ehre, schöpferische und Segen verbreitende Thätigkeit, ein glückliches Familienleben und die Freundschaft guter und bedeutender Menschen, alles war im Laufe der Jahre ihm zutheil geworden. Kein Wunder, wenn bei solchem Glück der eine dunkle Punkt in seiner Vergangenheit immer mehr und mehr aus seinem Bewußtsein verdrängt wurde. Nichts in seinen Verhältnissen erinnerte ihn daran. Es gab Momente zuerst, dann Tage, dann Wochen, wo er selbst ganz vergessen hatte, was ihm einst wie ein Alp auf der

Brust gelegen hatte. Nur zuweilen, bei trüben Ereignissen, wie sie auch im glücklichsten Leben nicht ausbleiben, oder bei außergewöhnlichem Lob oder Ehrenbezeigungen, durchzuckte ihn die Erinnerung mit einem plötzlichen Angstgefühl; aber allmählich verblaßte und versank das Ereigniß, wie so manches andere harmlosere aus seiner Kinder- und Jugendzeit. Die Geschichte war begraben, und es war Gras darüber gewachsen.

XIX.

Siebzehn Jahre waren vergangen seit der Abreise von Hamburg. Lina, oder vielmehr die Frau Senatorin Bröker, saß in ihrem reich und mit feinem Geschmack eingerichteten Wohnzimmer, dessen Flügelthür sich auf eine mit Blumen und Schlingpflanzen verzierte Veranda öffnete, behaglich in einen Wiegensessel zurückgelehnt. Die anmuthige Frau war fast schöner jetzt wie als Mädchen: ihr blondes Haar zeigte noch keinen Silberfaden, die weiße, ruhige Stirn keine Falte, ihre Formen waren voller und ihre Farben frischer geworden, und ihre blauen Augen hatten denselben lieben, freundlichen Ausdruck, aber glänzten viel fröhlicher, wie von innerm Glück durchleuchtet. Sie hatte ein Buch in der Hand, aber sie las nicht, sondern blickte über die Blätter hinweg auf ihre Tochter Meta, die auf der Veranda stand und sich

mit den Blumen und Ranken zu thun machte. Das junge Mädchen war eine echt norddeutsche Schönheit, schlank, rosig und blauäugig. Die Züge waren nicht so regelmäßig wie die der Mutter, auch das blonde Kraushaar, das sich nur mühsam in die modische Frisur à la Wahnsinn fügen wollte, hatte sie vom Vater. Nur der feine Mund mit dem sanften Bogen der Oberlippe und den kleinen weißen Zähnen war unverkennbar ein Erbtheil von der Mutter. Ihre Bewegungen dagegen, die rasche Art, wie sie den Kopf wendete, die Entschiedenheit, mit der sie eine überflüssige Ranke oder einen vertrockneten Zweig abschnitt, der rasch wechselnde Ausdruck in den beweglichen Zügen verriethen, daß sie ihres Vaters Tochter war.

Sie hielt oft plötzlich in ihrer Beschäftigung inne und wendete den Kopf, als wolle sie ins Zimmer gehen, drehte ihn aber immer wieder, als hielte sie etwas an ihrem Platz fest, nach dem Eisengitter der Veranda zurück.

Meta, sagte die Mutter, nachdem sie eine Weile das Mädchen schweigend beobachtet hatte, erwartest du jemand?

Meta wandte sich rasch, aber ohne aufzublicken. Weshalb fragst du, Mama?

Weil du so unruhig bist und immer wieder auf die Veranda gehst und die Straße hinabsiehst.

Es ist hier viel schöner als im Zimmer, entgegnete Meta ausweichend. Ich glaube, die Musik von gestern Abend summt mir auch noch im Kopfe. Ach, Mama, es war schade, daß du nicht mit dabei warst! Ich habe mich wundervoll amusirt gestern Abend.

Ich dächte, du amusirtest dich immer wundervoll, wo getanzt wird.

Ja, ich tanze für mein Leben gern, war Meta's rasche Antwort. Aber es ist doch nicht einerlei, mit . . .

Sie stockte.

Mit wem man tanzt, vervollständigte die Mutter lächelnd. Mit wem hast du denn so „wundervoll" getanzt?

O, mit vielen!

Wer war dein Cotillontänzer?

O, der Cotillon war langweilig. Dietrich Schönfeld kam leider zuerst, sonst . . .

Wieder eine Pause.

Sie bückte sich, um die Blumen vom Boden aufzuheben, und wieder flog ihr Blick nach dem Verandagitter.

Diesmal mußte er auf der Straße gefunden haben,

was er seit einer Stunde suchte. Ein Lächeln erst und dann ein dunkles Roth verbreitete sich über das liebliche, fast noch kindliche Gesicht. Dann ging sie hastig ins Zimmer und setzte sich an ihren Nähtisch, sorgfältig bemüht, der Mutter den Anblick ihres Gesichts zu entziehen, indem sie den Kopf tief auf ihre Arbeit bückte.

Ist Papa heute guter Laune, Mama? fragte sie in dieser Stellung nach einigen Augenblicken.

Papa guter Laune? wiederholte die Mutter erstaunt. Als wenn er jemals mürrisch oder launisch wäre! Wie kannst du so fragen!

Ich meine ja nur, Mama, ob er in der Laune ist, Besuch anzunehmen.

Besuch anzunehmen?

Ja. Herr Schröder sagte mir gestern Abend, er wolle heute dir und Papa seinen Besuch machen und sich als Landsmann vorstellen.

Die junge Dame sagte das mit möglichst gleichgültigem Tone, aber es klang nicht ganz natürlich.

Wer ist Herr Schröder? fragte Frau Bröker mit wirklicher Gleichgültigkeit.

Sehr lebhaft, aber noch immer mit gesenktem Kopf, entgegnete Meta:

Kennst du Herrn Schröder nicht, Mama, den

jungen Hamburger, den Cousin von Breitenbergs? O, du hast ihn schon mehreremal gesehen, bei Kuhlenfelds hat er sich dir vorstellen lassen. Weißt du das nicht mehr?

Nein, wirklich nicht, sagte die Mutter, über den Eifer des jungen Mädchens lächelnd. Mir sind in meinem Leben sehr viel Schröders vorgestellt, beinahe so viele wie Meyers. Beschreibe ihn mir ein wenig, vielleicht erinnere ich mich. Hat er irgendetwas Besonderes in seinem Aeußern, was ihn von seinen Mit-Schrödern unterscheidet?

Mit-Schröder! Mama, du bist einzig! Mit-Schröder!

Und lachend lief das junge Mädchen nach dem Wiegenstuhl der Mutter, nahm das Gesicht derselben in ihre beiden kleinen Hände und liebkoste sie mit der Anmuth und Zärtlichkeit eines Kindes.

Aber Meta! rief Frau Lina, halb belustigt, halb ärgerlich.

Sie kam nicht weiter in ihrer Strafrede, denn ein Bedienter trat ein und meldete Herrn Karl Schröder aus Hamburg.

Sehr angenehm! sagte die Frau vom Hause und strich eilig mit den Händen über ihr Haar, das von Meta's stürmischer Liebkosung gelitten hatte. Dies verhinderte sie, ihre Tochter anzusehen, und dadurch

entging ihr der eigenthümliche Ausdruck in dem Gesichtchen derselben bei der Anmeldung. Offenbar erfuhr Meta nichts Neues durch den Bedienten; man konnte von der Veranda die Straße weit übersehen; als sie vorhin erröthete, mochte wol Herr Karl Schröder schon sichtbar gewesen sein und die Richtung nach dem Bröker'schen Hause eingeschlagen haben.

War es Zufall oder Absicht? Sie behielt auch ihren Platz hinter der hohen Rücklehne des Wiegenstuhls bei beim Eintritte des Angemeldeten.

Der junge Herr war ein wenig verlegen bei der Begrüßung. Ein schnelles Roth flog einmal über das andere über sein hübsches, offenes Gesicht. Er drehte den Hut in seinen Händen mit zunehmender Geschwindigkeit, und seine kurzen Bemerkungen waren von so raschen Athemzügen begleitet, daß sich daraus auf heftiges Herzklopfen schließen ließ. Aber Frau Lina machte mit einigen freundlichen Worten seiner Befangenheit ein Ende. Sie begrüßte ihn als Landsmann, fragte nach Hamburg, freute sich auf die liebenswürdigste Weise, daß er ihre Aeltern kannte und daß dieser oder jener, mit dem sie früher befreundet gewesen, zu seiner Verwandtschaft gehöre; sie ließ sich von den Veränderungen berichten, die in ihrer Vaterstadt vorgenommen worden, kurz, sie brachte es

bald dahin, daß die Glieder und der Geist des jungen Mannes aus den Banden der Verlegenheit frei wurden und sich ungezwungen regen konnten. Und jetzt, da er natürlich war, zeigte sich Herr Karl Schröder als ein gebildeter junger Mann, den eine gewisse Treuherzigkeit und ein gesunder Menschenverstand, gepaart mit einem Anflug von Humor, sehr gut kleidete. Frau Lina fand ihn sehr angenehm und von Minute zu Minute mehr Gefallen an seiner Unterhaltung. Ihr Töchterchen saß ganz sittsam an der Seite der Mutter, und warf nur dann und wann ein bescheidenes Wörtchen mit in das Gespräch. Ihre Augen waren dabei fast immer auf die Spitze ihres Fußes gerichtet, der nur ein wenig aus den Falten ihres Kleides hervorsah. Nur als die Mutter gegen das Ende der Visite den jungen Landsmann einlud, am Abend wiederzukommen, wo er eine kleine Gesellschaft von jungen Leuten bei ihnen finden werde, hob Meta für einen Augenblick den Kopf; ehe aber die Mutter das verrätherische Leuchten in den Augen des jungen Mädchens bemerken konnte, waren sie schon wieder gesenkt. Herr Karl Schröder dagegen hatte trotz der Schnelligkeit, womit der Moment vorüberging, den Blick aufgefangen und richtig gedeutet. Mit dem glücklichsten Gesicht nahm er die freundliche Einladung der Mutter

an, in der frohen Ueberzeugung, der Tochter willkommen zu sein.

Als er sich verabschiedet hatte, sagte Frau Lina mit einem tiefen Athemzug: Das Herz geht einem auf, wenn man von der Heimat spricht. Ich werde heute Abend mir noch recht ausführlich von Hamburg erzählen lassen. Er scheint alle meine Freunde zu kennen. Ich war mehreremal in Begriff zu fragen, zu welcher Familie Schröder er gehöre und wo seine Aeltern wohnen, das Gespräch nahm aber immer eine andere Wendung.

Sein Vater hat ein Exportgeschäft und wohnt Große Bleichen Nr. 4, sagte Meta sehr geläufig. Seine Mutter ist verwandt mit Papa, sie ist eine Düport, wie Großmama Bröker. Es ist schade, daß Papa nicht zu Hause war, er würde sich gewiß gefreut haben....

Ah, da kommt Papa, setzte sie hinzu, durchs Fenster blickend. Herr Schröder grüßt und Papa sieht ihm nach, als dächte er: Wo hast du das Gesicht schon gesehen?

Meta hatte die Gedanken ihres Vaters richtig errathen. Bröker fand in dem Gesicht des jungen Mannes, der ihn so zuvorkommend grüßte, bekannte Züge. Es stieg bei dem Anblick desselben eine Er-

innerung in ihm auf, wie an etwas Unangenehmes; ein Gefühl der Beängstigung durchzuckte ihn. Er hatte aber keine Zeit, dieser Empfindung auf den Grund zu gehen; ein Geschäftsfreund, der ihm begegnete, unterbrach seinen Gedankengang mit einer kaufmännischen Frage. Erst am Abend, als er in das Zimmer seiner Frau trat und dort den jungen Mann in eifrigem Gespräch mit seiner Tochter fand, kam das unbehagliche Gefühl wieder, dem er mit der Frage an seine Frau Worte gab: Wer ist der junge Mensch, der mit Meta spricht? Er hat ein unangenehmes Gesicht.

Unangenehm? wiederholte Frau Lina verwundert. Im Gegentheil, er sieht sehr gut aus. Ich finde ihn hübsch.

Nun, er ist weiß und roth, und hat gerade keine unregelmäßigen Züge. Aber wenn er lacht und spricht, hat er einen höchst fatalen Zug im Gesicht.

Sie sah schärfer hin.

Du irrst, Wilhelm, du siehst ihn von hier aus nicht genau. Gerade, wenn er lacht, hat er einen angenehmen Ausdruck, so etwas Offenes, Harmloses. Sprich nur mit ihm, du wirst dich selbst überzeugen, daß er wirklich ein ganz allerliebster junger Mann ist.

Wer ist er denn? Wie kommt er hierher? Wie heißt er?

Er ist ein junger Hamburger. Meta hat ihn öfter gesehen, ich auch, bei Kuhlenfelds. Er ist ein Cousin von Breitenbergs. Er machte heute Morgen Visite, um sich als Landsmann und weitläufigen Verwandten vorzustellen, und weil er meine Aeltern und alle unsere Hamburger Freunde kennt, habe ich ihn eingeladen.

Wie heißt er denn? wiederholte Bröker ungeduldig.

Wie soll er heißen als Hamburger? Schröder natürlich, sagte sie scherzend, während ihre Augen zerstreut dem Bedienten folgten, der mit Erfrischungen umherging und sich ein wenig linkisch benahm.

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch Bröker's Glieder.

Schröder? wiederholte er mechanisch. Von welcher Familie?

Ich glaube, sein Vater ist der Friedrich Schröder, der mit einer Cousine deiner Mutter verheirathet ist.

Und was will er hier in Bremen?

Ich weiß nicht, ich glaube, er ist in Geschäftsangelegenheiten hier. Alte Schulden für seinen Vater einzukassiren, glaub' ich.

Sie sagte die letzten Worte, während sie schon sich abgewendet hatte, nach der Seite hin, wo der Bediente stand und mit unsicherm rathsuchenden Blicke

nach der Hausfrau hinsah. Sie bemerkte deshalb den Schatten nicht, der sich über die Züge ihres Mannes lagerte, und ebenso wenig fiel es ihr auf, daß er sich ins Nebenzimmer zurückzog, wo er das Gesellschaftszimmer überblicken, selbst aber nicht gesehen werden konnte.

Ihm gerade gegenüber saß der junge Hamburger, und wie gebannt hingen seine Augen an dem Gesicht des jungen Mannes. So oft er den Kopf abwendete, immer kehrten sie, wie von unsichtbarer Gewalt gelenkt, wieder zu demselben Gegenstande zurück. Er mußte jeden Zug, jede Miene dieses Gesichts studiren, das ihm stets unangenehmer und stets bekannter erschien. Aus den Zügen dieses Männergesichts bildete sich nach und nach für ihn ein anderes und doch dasselbe, ein Kindergesicht. Und der Moment stieg aus seiner Erinnerung empor, wo er dies Kindergesicht gesehen hatte. Mit derselben Kopfwendung, womit in diesem Augenblicke der junge Kaufmann Meta auf den Bedienten aufmerksam machte, der ihr Thee anbot, mit derselben Geberde und demselben Lächeln, das die obern Zähne enthüllte, hatte damals, in jener unseligen Minute, der kleine Karl Schröder gesagt: Papa, da steht ein Junge, der hat Onkel's Reisesack gebracht.

Und mit dem Kindergesichte tauchte die ganze Umgebung empor aus dem Dunkel der Vergessenheit. Er sah alles vor sich, wie in der Wirklichkeit: die Kiste, auf welcher der buntgestickte Reisesack und der Mantel lag, die große Wage mit der offenen Luke darüber, die Comptoirthür mit dem blanken Messingschilde, die Treppe, von der das Kind heruntersprang, die Hausthür, in welcher die Gestalten Schröder's und des Reisenden erschienen — er hätte alles malen können, so deutlich stand es vor ihm. Und wenn er hundert Jahre alt würde, das Bild würde nicht verlöschen, es war unvergänglich, ewig, wie seine That.

Beinahe ein Vierteljahrhundert war vergangen seit jener Minute! Was lag alles zwischen damals und jetzt! Wie groß war der Abstand zwischen dem armen Jungen und dem reichen Handelsherrn, zwischen dem zerlumpten Vagabunden und dem angesehenen, geachteten Rathsmitgliede. Seit Jahren hatte er nicht an das Ereigniß gedacht, und doch hatte er nichts vergessen!

Und mit der Erinnerung an diesen Moment kam auch die erstickende Angst wieder, die er damals bei den Worten des Knaben gefühlt hatte, die Angst: Hat das Kind gesehen, daß du aus dem Comptoir kamst?

Und die Frage knüpfte sich daran: Hat dein Verbrechen einen Zeugen gehabt? Weiß Schröder, weiß dieser junge Mensch um deinen Diebstahl?

Ein plötzlicher Schreck durchzuckte ihn. Weshalb war der junge Schröder nach Bremen gekommen? Was wollte er hier? Alte Schulden einkassiren, hatte seine Frau gesagt.

Alte Schulden!

Wenn dieser Mensch mit dem ewig lächelnden Gesicht ihm gegenüberträte, ihn an eine alte Schuld zu mahnen!

Alles Blut drängte sich ihm bei diesem Gedanken zum Herzen; er hörte das laute Klopfen desselben. Minutenlang war er wie im Schwindel. Endlich faßte er sich soweit, daß er aufstehen und mit anscheinender Ruhe die Gesellschaft verlassen konnte.

Er schloß sich in sein Arbeitszimmer ein, und hier in der Einsamkeit gab er sich allen schrecklichen Gedanken und Befürchtungen, die sein böses Gewissen heraufbeschwor, willenlos preis. Die entsetzlichsten Bilder stiegen vor ihm auf. Er sah, wie seine Arbeiter miteinander flüsterten, wenn er durch die Reihen ging, wie auf der Börse alles vor ihm zurückwich, wie der Pöbel auf den Straßen mit Fingern auf ihn wies und ihn höhnte, und — o! — er sah die Wange

seines Weibes vor Schrecken erbleichen und sein Kind zurückschaudern vor seiner Umarmung!

Der Gedanke kam ihm freilich, daß ja fünfundzwanzig Jahre vergangen waren seit jenem unseligen Augenblicke, daß seit siebzehn Jahren Friedrich Schröder nicht den geringsten Versuch gemacht hatte, ihn zu belästigen. Aber er fand keine Beruhigung in diesem Gedanken, seine Gewissensangst wußte mehr als eine Erklärung für diesen Umstand. Friedrich Schröder war ein gutmüthiger, etwas indolenter Mann, der ihn vielleicht aus Mitleid gegen seine Frau und sein Kind geschont, oder auch den Lärm und das Aufsehen gescheut hatte. Der Sohn war ihm und seiner Familie fremder, hatte sichtlich Temperament, hatte gar keine Ursache, sich großmüthig gegen ihn zu benehmen. Das gestohlene Geld war sein Eigenthum, und wer weiß, er konnte es bedürfen, es möchte ihm selbst fehlen.

Er stutzte, als sähe er plötzlich Licht, aber ein schreckliches Licht. Es fiel ihm ein, daß er vor einiger Zeit gehört hatte, Friedrich Schröder's Geschäft sei nicht mehr so bedeutend wie früher. War das so, stand es schlecht mit ihm, war er in Geldverlegenheit, so erklärte sich alles. Dann war der Sohn hierhergekommen, Bröker an die alte Schuld

zu mahnen. Er war ja ganz in Schröder's Hand. Und wenn Schröder sein halbes, ja sein ganzes Vermögen verlangte, er mußte es ihm geben. Konnte er ihn doch ehrlos machen mit einem Worte.

Auf diesen Punkt kam alles an, hierüber mußte er Licht haben. War Friedrich Schröder in bedrängter Lage, so war Bröker, wie er meinte, verloren. Es war zu spät heute Abend, aber gleich morgen wollte er zu einem Bekannten gehen, der mit hamburger Handelshäusern in specieller Verbindung stand und von dem er eben jene Andeutung, Friedrich Schröder's Geschäft sei nicht mehr so bedeutend, gehört hatte. Dieser Punkt war es, der die ganze ruhelose Nacht vor seiner Seele stand.

Sobald als möglich ging er am andern Morgen zu seinem Geschäftsfreunde. Aber dieser wußte auf seine vorsichtige Frage, ob er glaube, daß mit Friedrich Schröder ein sicheres Geschäft zu machen sei, nichts Bestimmtes zu antworten. Er hatte keine directe Verbindung mit dem Hause. Bröker's weitere, etwas zögernd vorgebrachte Frage, ob er den jungen Schröder näher kenne und was er von dessen Charakter halte, wurde ebenso wenig genügend beantwortet.

Ich kenne den jungen Mann nur von Ansehen, sagte der Gefragte mit einem eigenthümlichen Aus-

druck, der dem argwöhnisch gespannten Bröker sehr auffiel, von dessen Veranlassung er aber in seiner Befangenheit nichts ahnte. Seine vorsichtigen Fragen und sein Benehmen, so ganz verschieden von seinem sonstigen entschiedenen raschen Wesen, hatte bei dem Kaufmann die Vermuthung erweckt, Bröker frage nicht, um zu wissen, ob der Vater ein sicherer Kunde, sondern ob der Sohn ein guter Mann für seine Tochter sei.

Wie ich höre, fuhr er fort, soll er ein tüchtiger junger Mann sein. Kuhlenfeld, bei dem er ein Jahr als Volontär gewesen ist, lobt ihn. Er sei ein scharfer Kaufmann, wisse eine Sache beim rechten Ende anzufassen und werde es sicher noch zu etwas bringen in der Welt.

Bröker stand auf.

Ich könnte mich bei Kuhlenfeld erkundigen. Vielleicht kann der mir Auskunft geben.

Ein scharfer Kaufmann! Weiß eine Sache beim rechten Ende anzufassen! wiederholte er unterwegs. Es ist klar, er ist nicht ohne Absicht hier und hat sich nicht ohne Absicht in mein Haus eingeführt. Er ist doch früher ein ganzes Jahr hier gewesen, weshalb hat er denn damals seinen Anspruch als Landsmann und Verwandter nicht geltend gemacht?

Hoffentlich wird mir Kuhlenfeld Auskunft geben können.

Kuhlenfeld konnte oder wollte keine Auskunft geben; bei einem dritten erfuhr endlich Bröker, was er zu erfahren wünschte und fürchtete, aber erst am zweiten Tage. Dieser dritte wußte, daß vor längerer Zeit Friedrich Schröder bedeutende Verluste gehabt und sein Geschäft infolge dessen sehr eingeschränkt hatte. Seit kurzem aber, seitdem der Sohn wieder zu Hause sei, habe das Geschäft einen neuen Aufschwung genommen. Ob aber der Sohn, der ein energischer, unternehmender Kopf sei, nicht zu gewagt speculire, ob es namentlich in dieser Zeit — es war in dem schlimmen Jahre 1857 — dem jungen Mann gelingen werde, allen Verbindlichkeiten nachzukommen, das sei mindestens fraglich.

Als Bröker unter dem Eindrucke dieser Nachricht zu Hause ankam, begegnete er in der Hausflur dem jungen Schröder, der mit seiner Frau und Tochter im Concert zusammengetroffen war, die Damen nach Hause geleitet hatte und eingeladen worden war, den Thee mit ihnen zu trinken.

Papa, rief ihm Meta fröhlich entgegen. Endlich sehe ich dich wieder! Seit zwei Tagen kümmerst du

dich gar nicht mehr um deine einzige Tochter. Das ist schlecht von dir, Papa.

Geschäfte gehen vor, Kind, sagte er kurz, indem er ihre Hand von seinem Arme streifte. Laß mich.

Und mit einem kurzen Gruße ging er an dem jungen Schröder vorbei nach seiner Arbeitsstube, statt in das Wohnzimmer mit einzutreten.

XX.

Papa hat es ja entsetzlich eilig, sagte Meta unbefangen. Immer die dummen Geschäfte!

Ihre Mutter war aber weniger arglos. Sie war freilich gewohnt, ihren Gatten oft tagelang von Geschäften so in Anspruch genommen zu sehen, daß er kaum Zeit fand für die gewöhnlichen Mahlzeiten. Aber schon gestern war ihr der ungewöhnliche, ernste, unruhige Blick und eine gewisse Verstörtheit in seinem Wesen aufgefallen. Sollten auch ihm Verluste drohen? Er hatte ihr doch versichert, sie könne ganz ruhig sein, die Krisis könne ihm allerdings Schaden bringen, aber nach aller menschlichen Berechnung auch im schlimmsten Falle nicht so bedeutend, daß er ihn nicht mit Leichtigkeit ertragen könne. Etwas Besonderes, Unangenehmes mußte vorgefallen sein; so kurz und unfreundlich, wie er soeben Meta abgewiesen hatte, war er sonst nie. Sie wäre gern

augenblicklich ihm nachgegangen, um zu erfahren, was ihn bedrückte; aber sie konnte ja Meta mit dem jungen Herrn, den sie nun einmal eingeladen hatte, nicht allein lassen. Sie war ungewöhnlich einsilbig während des Abendessens, und ihre Augen flogen immer wieder nach der Thür mit der ungeduldigen Erwartung, endlich den Hausherrn eintreten zu sehen.

Das junge Paar achtete weder auf ihre Schweigsamkeit, noch auf das Ausbleiben des Vaters, es unterhielt sich ganz vortrefflich. Diese wenigen Tage hatten genügt, den jungen Hamburger in dem Hause seiner ehemaligen Landsmänninnen heimisch zu machen. Er benahm sich ganz wie ein Verwandter, nannte Lina, wenn auch halb im Scherz, Frau Tante und Meta Fräulein Cousine, auch wol Cousinchen. Ja einmal formten seine Lippen nach dem Fräulein sichtlich ein M, das aber durch einen erschrockenen Seitenblick Meta's nach der zerstreuten Mama zögernd in ein „Bröker“ umgewandelt wurde.

Meta, trotz der ängstlichen Seitenblicke, und trotz mancher aber stets mislingender Versuche, ein würdevolles Gesicht zu machen, fand offenbar großes Wohlgefallen an der kecken Weise des Gastes. Und wenn die Mutter nicht so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen wäre, würde sie vielleicht auf die

Vermuthung gekommen sein, daß die jungen Leute vorhin im Concert von etwas anderm als von Mozart und Beethoven so angelegentlich und so heimlich gesprochen hätten. Verrätherisch genug waren die glänzenden Augen und die glühenden Wangen des jungen Mädchens, während Herr Schröder ihr bewies, daß er nicht seit vier Wochen, wie sie behaupte, sondern seit vier Jahren das Glück habe, Sie zu kennen und zu — bewundern.

Vor vier Jahren war ich ja noch ein Schulkind, ein Backfisch! rief sie.

Ja, und ein sehr wilder. Und mit diesem allerliebsten wilden Backfisch habe ich vor vier Jahren, als ich bei Kuhlenfelds war, auf einem Kinderball getanzt. Wissen Sie das nicht mehr?

Nein, ich erinnere mich ganz und gar nicht; wie sollte ich auch das nach so langer Zeit noch wissen. Ich werde an dem Abend wol mit sehr vielen jungen Herren getanzt haben.

Fräulein Meta log, sie wußte es noch sehr gut, der junge Hamburger hatte ihr schon damals recht gut gefallen.

Aber ich erinnere mich. Ich habe ein viel besseres Gedächtniß als Sie. Ich weiß noch, daß ich Sie in Hamburg gesehen habe vor siebzehn Jahren.

Ach, das ist ja unmöglich! Ich bin ja erst jetzt achtzehn Jahre, da müßte ich gerade ein Jahr alt gewesen sein.

Anderthalb Jahr etwa. Sie gingen mit Ihrer Wärterin spazieren, und ich begegnete Ihnen und fragte: Wie geht's, meine liebe kleine Meta? Und Sie antworteten: „Ut, lieber Aal! Denn „lieber Karl" konnten Sie damals noch nicht sagen.

Meta wollte böse aussehen, aber so sehr sie sich auf die Lippen biß, sie mußte lachen, als sie seinem Blicke begegnete. Seine Augen, in denen der ganze lustige Uebermuth einer heimlichen Freude strahlte, schienen zu sagen: „Siehst du, ich hab's doch gewagt, dich meine liebe, kleine, süße Meta zu nennen."

Wer weiß, was er noch alles gewagt, und in welche Verlegenheit er das arme junge Mädchen noch gesetzt haben würde, wenn nicht Frau Bröker plötzlich aus ihrem Nachsinnen mit einem leisen Schrei aufgefahren wäre.

O Gott, der Nachtwächter! Jeden Abend erschreckt er mich, wenn er hier an der Ecke in sein Horn bläst. Ich möchte wol wissen, ob unsere Enkel auch noch so jede Nacht aus dem Schlaf getutet, und jeden Abend um neun mit dem Zapfenstreich in Gefahr gebracht werden, ihr Gehör zu verlieren, wie wir.

Das sind auch Einrichtungen, die immer so bleiben, weil sie immer so gewesen sind, und für die es gar keinen vernünftigen Grund gibt, als den, daß sie früher einmal vernünftig waren.

Der junge Hamburger hatte während dieser allgemeinen Bemerkung seinen Stuhl zurückgeschoben und mit einer Entschuldigung, daß er seinen Besuch so übermäßig lange ausgedehnt habe, nach seinem Hute gegriffen. Frau Bröker, beschämt darüber, daß sie ihren Wunsch, ihn loszuwerden, verrathen hatte, entschuldigte sich ebenfalls, bis Meta lachend dazwischen sprach, und so wurde der junge Mann mit der Bitte entlassen, bald wiederzukommen, zum Beweise, er habe es nicht übel genommen, daß man ihn auf den Nachtwächterruf aufmerksam machte.

Dem Nachtwächter gebe ich sechs Grote, sagte er, schon in der Thür; jetzt ist es nicht zudringlich, sondern Pflicht der Höflichkeit, wenn ich morgen wiederkomme.

Und mit einem letzten Blick auf Meta war er verschwunden.

Meta stand einige Augenblicke unentschlossen, mit fliegender Röthe auf den Wangen, dann wandte sie sich zögernd und mit niedergeschlagenen Augen nach der Seite, wo die Mutter gestanden hatte.

Mama! begann sie zaghaft und stockte sogleich wieder.

Sie bekam aber keine Antwort. Frau Bröker hatte mit dem jungen Manne gleichzeitig durch die entgegengesetzte Thür das Zimmer verlassen, um zu ihrem Gatten zu eilen.

Er saß nicht an seinem Arbeitspulte, wie sie vermuthet hatte, sondern im Sofa, den Kopf auf die Hand gestützt, und fuhr bei ihrem Eintreten wie aus tiefen Gedanken empor.

Wilhelm! sagte sie besorgt, du kommst nicht zum Thee? Du fühlst dich doch nicht unwohl?

Nein! entgegnete er kurz.

Aber weshalb kommst du nicht? Hast du so eilige Arbeiten?

Nein!

Aber weshalb kommst du nicht?

Die Gesellschaft lockte mich nicht, erwiderte er bitter.

Sie schwieg einige Augenblicke, ganz erstaunt.

Ich verstehe dich nicht, sagte sie dann.

Ich hatte keine Lust, mich mit dem jungen Laffen zu unterhalten, versetzte er mit gesteigerter Bitterkeit.

Sie wiederholte nur, ihn verwundert und bestürzt ansehend: Ich verstehe dich nicht.

Ich habe dir schon einmal gesagt, fuhr er auf,

daß mir der junge — der Name Schröder war ihm auf den Lippen, aber er sprach ihn nicht aus — daß mir der Mensch fatal ist, und ich hätte erwarten dürfen, daß du so viel Rücksicht auf mich nehmen würdest, ihn nicht zum täglichen Gast in meinem Hause zu machen.

Lina's Augen füllten sich mit Thränen bei diesen unfreundlichen Worten.

Wie konnte ich ahnen, sagte sie empfindlich, daß du eine solche Abneigung hegtest gegen einen jungen Mann, mit dem du noch kein Wort gewechselt hast und der dein Landsmann und Verwandter ist. Du hast doch bisher nicht von mir verlangt, daß ich dich jedesmal erst um Erlaubniß bitten soll, wenn ich jemand eine Tasse Thee anbiete, sondern hast meinem eigenen Takte überlassen, wen ich würdig halten darf, unser Gast zu sein. Und wenn ich gern mit einem Landsmann von der Heimat, von meinen Aeltern und Freunden mich unterhalte, so ist es doch ganz natürlich, und bis heute hast du es mir noch nicht verwehrt, noch mir ein Verbrechen daraus gemacht.

In Bröker's Zügen ging, während seine Frau sprach, eine vollständige Veränderung vor, der unmuthige, bittere Ausdruck verschwand und machte einer großen Niedergeschlagenheit Platz.

Verzeihe mir, Lina, sagte er mit unsicherer Stimme. Ich habe Unrecht, das bitterste Unrecht gegen dich. Du bist ein Engel, und ich, o Gott, ich ...! Du hättest ein besseres Los verdient.

Er wandte sich ab und drückte das Gesicht, das er mit beiden Händen bedeckte, gegen die Lehne des Sofas, in welchem er saß.

Wilhelm, rief sie wirklich beunruhigt, du bist krank, oder hast etwas Unangenehmes erfahren. Verzeihe du nur meine Empfindlichkeit. Sage mir, was ist vorgefallen?

Nichts, entgegnete er, ohne seine Stellung zu ändern. Ich bin auch nicht krank.

Hast du denn wirklich, forschte sie weiter, einen Grund, weshalb du den jungen Schröder nicht hier im Hause sehen willst? Hast du etwas Nachtheiliges über ihn gehört? Frau Kuhlenfeld, bei der ich ihn kennen lernte, lobt ihn; aber sie könnte getäuscht sein. Wenn du wirklich mit Grund etwas gegen den jungen Mann einzuwenden hast, so werde ich ihn gewiß nicht wieder einladen. Sage mir, was ist es? Ich kann doch nicht glauben, fügte sie mit einem Versuche, Scherz zu machen, hinzu, daß du ihn aus deinem Hause werfen willst, weil dir seine Nase nicht gefällt.

Ich weiß nichts Nachtheiliges über ihn, war seine zögernde Antwort.

Hat er dich denn beleidigt?

Ich kenne ihn gar nicht, ich habe nie mit ihm gesprochen.

Aber weshalb ....

Sein Gesicht misfällt ....

Es war ihm unmöglich, weiter zu sprechen; er fühlte zu deutlich, wie sonderbar, ja albern dieser Einwand jedem erscheinen müßte, der nicht den Grund seiner Abneigung gegen den jungen Schröder kannte.

Seine Frau lachte.

Also wirklich nur seiner Nase wegen! O Wilhelm, das ist doch zu kindisch! Ich würde es nicht glauben, wenn du es nicht selbst sagtest. Aber im Ernst, hast du wirklich keinen andern Grund?

Nein.

Nun, lieber Freund, dann mußt du mir erlauben, daß ich dir ein wenig den Text lese über dein Benehmen. Was soll der junge Mann, was soll Meta, was sollen unsere Leute denken? Wenn einer gehört hätte, wie du mich anfuhrst vorhin, er müßte ja glauben, es handle sich um ein Verbrechen. Und ich habe nichts gethan, als einem Landsmann und Verwandten von dir freundlich unser Haus geöffnet, wie

so manchem andern, der uns einen Besuch machte. Es müßte jedem auffallen, wenn ich ihn nicht eingeladen hätte. Komm her, gib mir deine Hand, dir soll vergeben sein, aber unter der Bedingung, daß du nicht wieder auf solche Weise den Haustyrannen spielst. Es steht dir nicht, du hast gar keine Uebung darin, es ist dir nicht natürlich. Es ist das erste mal in meinem Leben, daß ich dich ungerecht finde. Sieh dir erst den jungen Schröder genau an, sprich mit ihm, beobachte selbst, was er sagt und thut, und wenn du dann nicht findest, wie wir, daß er ein liebenswürdiger, harmloser Mensch ist, so will ich dir Abbitte thun und ihn höflich ersuchen, unser Haus nicht mehr zu beehren. Aber, daß ich einer Laune und einer höchst ungerechten Laune wegen allen Anstand und alle Höflichkeit gegen einen Landsmann und Verwandten verletzen soll, ich weiß, das verlangst du nicht, Wilhelm. Du würdest der erste sein, der mich tadelte, wenn ich befolgte, was eine augenblickliche Verstimmung dich aussprechen ließ.

Was konnte er antworten, als: Du hast recht.

Seit Lina neben ihm stand, ihre weiche Hand auf seiner Schulter, ihre sanfte Stimme ganz nahe seinem Ohr, wichen die Ahnungen und Befürchtungen, die sein böses Gewissen heraufbeschworen, immer

weiter und weiter von ihm weg, wie die schwarzen Schatten der Nacht bei der Wiederkehr des Tages. Vielleicht war die Gefahr, die er so nahe glaubte, gar nicht vorhanden. Schröder wußte vielleicht nicht einmal von dem Diebstahl, und sein Besuch war wirklich nur der eines Landsmannes und Verwandten. Daß der junge Mann Bröker's Gastfreundschaft annahm, war, wenn er es ruhig überlegte, eher ein Beweis gegen als für die Absicht, die er ihm untergelegt hatte. Würde er, wenn er alles wüßte, sich an den Tisch eines Diebes setzen, seine Verwandtschaft mit einem Verbrecher geltend gemacht haben? Würde er nicht vielmehr alle gesellige Berührung mit seiner Familie vermieden und direct, als Ankläger oder Entschädigung Fordernder, Bröker gegenübergetreten sein?

Und auch darin hatte Lina recht, es mußte jedem, vor allem Schröder selbst auffallen, wenn er sein gastfreies Haus gerade ihm verschlösse. Wenn Friedrich Schröder wirklich Verdacht gegen ihn gehegt hatte, so war diese ganz unmotivirte Kälte gegen den Sohn des Bestohlenen gerade geeignet, diesem Verdachte Nahrung zu geben. Und argwöhnte Friedrich Schröder nicht allein, sondern wußte er, daß Bröker ihm die hundert Louisdor entwendet, und hatte er nur aus Gut-

müthigkeit ihn bisher nicht darauf angefaßt, so konnte leicht die Unhöflichkeit Bröker's die Ursache werden, daß Schröder seine Großmuth bereute und jetzt wirklich den Dieb zur Rechenschaft zog. Auf alle Fälle mußte er thun, was Lina rieth, er mußte den jungen Schröder freundlich, wie jeden andern Gast empfangen, mußte seine Abneigung verbergen und jeden Argwohn, den sein bisheriges Benehmen etwa schon erweckt haben könnte, durch verdoppelte Artigkeit und möglichste Unbefangenheit einzuschläfern suchen.

XXI.

Mit diesem Vorsatze trat Bröker am andern Morgen, als ihm Lina sagen ließ, Herr Schröder sei da, dem jungen Mann entgegen. Aber er fühlte bald, daß sich nichts schwerer erkünsteln läßt, als Unbefangenheit. So sehr er sich abmühete, seine Freundlichkeit blieb gezwungen und frostig. Er sah, oder glaubte zu sehen, daß seine Frau sich unbehaglich fühlte und daß Meta verwundert war über sein sonderbares, fast verlegenes Benehmen, so ganz verschieden von seiner sonstigen sichern, herzlichen, aber würdevollen Art, seine Gäste zu empfangen. Und der junge Schröder ... Lina hatte unrecht, das war kein harmloser, unbefangener Reisender, der in der fremden Stadt einige Stunden in einem verwandten Familienkreise verplaudern will, den Menschen hatte eine bestimmte Absicht in sein Haus geführt. Bei

Bröker's Eintreten, das hatte dieser trotz oder vielmehr wegen der Aufregung, in welcher er selbst sich befand, deutlich bemerkt, bei Bröker's Eintreten hatte Schröder die Farbe gewechselt, und sein Gesicht hatte die höchste Spannung ausgedrückt. Seine artige Anrede hatte derselbe Mensch, dessen lustiges Lachen und Plaudern er schon im Vorzimmer vernommen hatte, äußerst einsilbig, fast verlegen beantwortet. Und jetzt ertappte er ihn alle Augenblicke darauf, daß er ihn heimlich beobachtete und rasch zur Seite sah, wenn Bröker sich nach ihm umwandte.

Eins hätte ihn beruhigen können, Schröder's sichtliches Bemühen, sich höflich und zuvorkommend gegen ihn zu beweisen. Aber befangen wie er war durch sein böses Gewissen, sah er in der respectvollen Aufmerksamkeit, mit welcher der junge Mann ihm zuhörte, in der bescheidenen Weise, wie er eine abweichende Ansicht vorbrachte, in dem Eifer, womit er seine Zustimmung aussprach, nur lauernde, berechnende Falschheit.

Er will sich insinuiren, dachte der Argwöhnische, um erst festen Boden hier im Hause fassen und das Terrain sondiren zu können, ehe er zum Angriff schreitet.

Zum Glück für ihn währte Schröder's Besuch nur kurze Zeit.

Auf Wiedersehen, morgen Abend bei Breitenbergs, meine Damen, sagte er beim Abschiede; Fräulein Bröker, vergessen Sie nicht, daß Sie mir den ersten Galop zugesagt haben.

Meinen Sie, ich sei so vergeßlich? entgegnete Meta fröhlich. Eines so guten Gedächtnisses wie Sie kann ich mich freilich nicht rühmen. Denke dir, Papa, Herr Schröder hat mich bereits in Hamburg gekannt. Und als er mir vor vier Wochen bei Kuhlenfeld vorgestellt wurde, erinnerte Herr Schröder sich noch ganz deutlich, daß wir einander vor siebzehn Jahren auf der Straße begegnet sind.

Nicht möglich! sagte der Vater mit gezwungenem Lächeln.

Das ist Scherz! fiel der junge Mann ein; aber daß ich Sie in Hamburg gesehen habe, Herr Bröker, dessen erinnere ich mich noch ganz genau. Sie aßen mit Herrn Hellmuth in meines Vaters Hause zu Mittag. Und nach Tisch rief mich mein Vater herein und sagte: „Sieh, Junge, das ist Herr Wilhelm Bröker, den sieh dir genau an, den nimm dir zum Muster; der hatte, als er in deinem Alter war, weder Aeltern, noch Verwandte, noch Freunde, die für ihn sorgten; der hat sein Glück ganz allein seinem Geschick, seiner eigenen Thätigkeit zu danken. Frage ihn,

wie er es angefangen, ohne alle Mittel, noch ehe er dreißig Jahre alt geworden, ein angesehener Fabrikant zu werden, vor dem jedermann den Hut abzieht, und dann versuche, ihm gleichzuthun!" Diese Rede meines Vaters hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich erkannte Sie augenblicklich wieder, als ich vor mehrern Jahren hierherkam.

Dann haben Sie allerdings ein sehr gutes Gedächtniß, erwiderte Bröker, weiß bis zu den Lippen.

Meta und der junge Schröder merkten nichts von dem Eindruck, den diese Erzählung machte, ihre Augen waren zu sehr anderweitig beschäftigt, um den Hausherrn anzusehen; aber Lina entging die Veränderung in den Zügen ihres Gatten nicht. Kaum hatte Schröder die Thür des Vorsaals hinter sich geschlossen, so eilte sie auf Bröker zu und wollte sprechen. Aber ohne sie anzusehen, ging er rasch durch die andere Thür aus dem Zimmer.

Sie faltete erschrocken die Hände und sank auf einen Stuhl.

O, wie unverantwortlich habe ich gehandelt! rief sie. Wie konnte ich das vergessen, was uns von Hamburg vertrieben hat! Wie konnte ich ihn überreden, Schröder zu sehen, da ich doch wußte, wie bitter er von seinem Vater gekränkt ist.

Sie hatte in ihrer Aufregung Meta's Gegenwart vergessen, und zuckte mit einem leisen Aufschrei zusammen, als sie ihren Arm berührt fühlte und die Augen ihres Kindes unruhig und gespannt auf sich gerichtet sah.

Was sagst du, Mama? fragte das junge Mädchen hastig. Was ist mit Papa und mit Schröder's Vater?

Ach, Kind, das ist eine alte Geschichte, die mir viele Thränen, die mir Heimat und Verwandte gekostet hat. Du hast gehört vorhin, was Karl Schröder von einem Mittagessen in seinem älterlichen Hause erzählte', bei welchem dein Vater als Gast war. Nun, nach diesem Mittagessen kam dein Vater in der entsetzlichsten Aufregung nach Hause. Friedrich Schröder mußte ihn damals tödlich beleidigt haben. Er wollte mir nicht sagen, was vorgefallen war; aber von diesem Tage an hat er nie Schröder's Namen wieder genannt. Hamburg war ihm aufs ärgste verleidet, er verkaufte unser Haus und verließ unsere Heimat. Es sind siebzehn Jahre vergangen seitdem, ich hatte nicht mehr daran gedacht; aber wie tief das Andenken an dieses unselige Ereigniß noch in deines Vaters Seele haftet, das sehe ich jetzt. Sobald er den Namen Schröder hörte, ging er fort und schloß sich

in sein Zimmer ein, und nur mein inständiges Bitten konnte ihn bewegen, den jungen Mann als Gast in seinem Hause zu begrüßen. Und du mußt es ja auch gesehen haben, als Schröder vorhin das unglückliche Mittagessen erwähnte, wurde dein Vater todtenblaß und ging sofort hinaus. O, hätte ich ihn doch nicht überredet hierherzukommen, hätte ich doch Schröder nicht eingeladen! Ich muß hin und mit Papa sprechen! Ich will ihm heilig versprechen, daß Schröder mit keinem Fuße mehr meine Schwelle betreten soll.

Ein leidenschaftlicher Ausruf des Schmerzes unterbrach sie. Meta hatte sich niedergesetzt, die Hände auf den Tisch und das Gesicht in die Hände gelegt und weinte so bitterlich, daß ihr ganzer Körper zitterte.

Um Gotteswillen, Meta! rief die Mutter.

O wie unglücklich, wie unglücklich sind wir! schluchzte das Mädchen, ohne aufzublicken.

Eine Ahnung dessen, was den jungen Schröder in das Haus geführt hatte, durchzuckte Bröker's Gattin.

Meta! wiederholte sie angstvoll. Warum weinst du? Was ist geschehen?

O, Mama, sage nicht, daß Schröder nicht mehr hierherkommen soll. Wenn ich ihn nicht mehr wiedersehen darf, so sterbe ich! O Mama, sei nicht

so hart gegen mich! Was kann denn Karl dafür, wenn sein Vater den meinigen beleidigt hat. Und vor so langen, langen Jahren! O, Mama, habe Mitleid mit mir; sage nicht, daß Karl unsere Schwelle nicht mehr betreten soll!

Und leidenschaftlich umklammerte sie die Mutter.

Weine nicht, Meta! Beruhige dich nur erst! tröstete die erschrockene Frau. Du kennst ja Schröder erst seit wenigen Wochen.

Ja, aber ich habe ihn geliebt vom ersten Augenblicke an. Vor drei Tagen, auf dem Balle, erklärte er sich, und ich habe ihm versprochen, wenn meine Aeltern einwilligten, würde ich gern die Seine werden. Deshalb kam er, um dir und Papa seine Visite zu machen. Ich war fest überzeugt, Ihr würdet mit Freuden Ja sagen; denn was kann man gegen Karl einwenden. Er ist so gut, viel zu gut für mich. Du hast mir ja selbst gesagt, daß du ihn liebenswürdig fändest. Er weiß das, ich habe es ihm wiedergesagt. Es freute ihn so, und wir waren so glücklich in dem Gedanken, daß ihr zufrieden sein würdet mit meiner Wahl. Und jetzt, Mama, willst du ihm das Haus verbieten, nicht weil er meiner unwerth ist, sondern, weil ein anderer vor langen, langen Jahren Papa etwas Unangenehmes gesagt hat.

O Mama, wenn du mich liebst, wenn du wirklich ein Mutterherz für mich hast, so kannst du mich nicht so unglücklich machen.

Kind, sagte die Mutter, du bist außer dir! Du weißt ja, wie sehr wir dich lieben, und wie gern wir jeden deiner Wünsche erfüllen, wenn es in unserer Macht steht. Dein Vater ist die Güte selbst gegen dich gewesen, von deiner Kindheit an; er strebt und arbeitet nur für dich, damit du niemals die Sorgen und Bitterkeiten des Lebens ertragen müssest. Darf dein liebevoller Vater nicht erwarten, daß du seine Liebe erwiderst, daß du Rücksicht nimmst auf seine Wünsche, seine Gefühle? Schröder ist ein guter, liebenswürdiger Mensch; aber er ist nicht der Einzige, der dich glücklich machen kann. Es gibt der braven Männer mehr, und du bist noch so jung, du wirst diese erste Täuschung verschmerzen.

O Mutter, unterbrach Meta sie vorwurfsvoll, was würdest du gesagt haben, wenn man deine Liebe zu Papa mit solchen Gründen bekämpft hätte?

Die Mutter verstummte.

Ich bin gewiß kein undankbares, liebloses Kind, fuhr das Mädchen fort, ich würde gewiß gern thun, was Papa wünscht, und kostete es mein Lebensglück, wenn ich einsähe, daß Papa gerechte, triftige Gründe

hätte, mir das Lebensglück zu versagen. Aber hier steht Haß gegen Liebe, und Haß gegen einen völlig Unschuldigen. Ich würde es als das bitterste Unrecht empfinden, wenn ich gezwungen würde, Karl aufs tiefste zu kränken und ihm mein heiliges Wort zu brechen, weil vor langen, langen Jahren sein Vater den meinigen beleidigt hat. Aber ich kenne Papa, er hat mich viel zu lieb, er wird nicht mein Unglück wollen. Wenn du für mich bittest, Mama, wenn du ihm sagst, wie sehr ich Karl liebe, so wird er es ihn gewiß nicht entgelten lassen, was sein Vater vielleicht verschuldet hat.

Du hast recht, Meta, sagte die Mutter, dein Vater ist ein guter, großmüthiger Mann. Wie schwer ihn Schröder's Vater auch beleidigt hat, er hat sich nicht gerächt an dem Schuldigen deshalb, und wird sich gewiß nicht an dem Unschuldigen rächen wollen. Aber daß er ein ungünstiges Vorurtheil gegen Karl hat, ist nicht zu leugnen und ist auch ganz natürlich. Er hat ihm beim ersten Anblick entschieden misfallen. Hoffentlich wird sich dieses Misfallen verlieren, wenn er ihn näher kennen lernt. Aber wenn ich jetzt sagen wollte: Der junge Schröder liebt Meta, gib ihm deine einzige Tochter! so würde ein entschiedenes Nein die Antwort sein. Nein, mein Kind, ich will alles

40
36

thun, um dich glücklich zu machen; aber du mußt selbst einsehen, daß es deinen Vater aufs tiefste kränken müßte, wollte ich den Sohn seines bittersten Feindes begünstigen und in der Bewerbung um dich unterstützen. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Karl Schröder Gelegenheit gebe, mit Papa näher bekannt zu werden und denselben nach und nach von seinem Vorurtheil zurückzubringen. Wenn er sieht, daß er dem jungen Mann unrecht gethan, und daß dieser vielleicht werth ist, sein Schwiegersohn zu werden, dann ist es Zeit, ihm deine Liebe zu Karl einzugestehen und Papa zu bitten, seinen Groll deinem Glücke aufzuopfern. Ich glaube, dies ist der einzige Weg, der dich zum Ziele führen kann. Wolltest du heute seine Einwilligung fordern, so würde alles verloren sein. Aber, wenn ich dir beistehen soll, Meta, so muß ich verlangen, daß du deine Leidenschaftlichkeit mäßigst und ruhig und besonnen von der Zeit Hülfe erwartest. Ich habe dich lieb, mein Kind; aber ich habe Pflichten gegen deinen Vater, ebenso wol, wie du sie hast. Wir dürfen nichts thun, was seine Gefühle verletzen könnte; wir dürfen seine große Liebe und Güte nicht mit Undank vergelten.

O Mama, ich will alles thun, was du verlangst, rief Meta reuevoll; wenn du uns beschützen willst, so

wollen wir gern warten bis auf bessere Zeiten. Der Gedanke war nur zu schrecklich, daß du Karl das Haus verbieten wolltest, und daß ich ihn nie wieder sehen sollte.

XXII.

Bröker war nach seinem Zimmer gegangen, fast mechanisch, betäubt, als wenn der Blitz dicht vor ihm eingeschlagen hätte. Wie damals in des Vaters, so hatte heute in des Sohnes Worten: „Frage ihn, wie er es angefangen hat, ohne alle Mittel ein angesehener Fabrikant zu werden“, sein böses Gewissen die Drohung zu finden geglaubt: „Ich weiß, wie du es angefangen hast, und ich bin hier, der Welt zu zeigen, was du in Wirklichkeit bist!“ Sein Verderben schien ihm gewiß, sein Urtheil gesprochen.

Wie bei einem, der nach schwerem Verlust am andern Morgen aufwacht, war seine erste Empfindung das heiße Gebet: O Gott, wenn es nicht wahr, wenn es nur ein böser Traum gewesen wäre! Wenn ich sagen könnte: Gottlob, mein Gewissen ist frei von Schuld, mein Geschäft ist nicht mit gestohlenem

Gelde gegründet, das Fundament meines Glückes ruht auf keinem Verbrechen! Es gibt keinen Menschen auf der Welt, in dessen Macht es steht, mich mit einem Worte ehrlos zu machen, keinen, der das Recht hat, mich im Angesicht meines Weibes, meines Kindes einen Dieb zu nennen!

Er horchte in peinlicher Angst auf jeden Schritt draußen; bei jedem Geräusche klopfte sein Herz mit dröhnenden Schlägen; jedesmal, wenn die Thür sich öffnete, fuhr er zusammen. Er machte sich nicht klar, was er eigentlich Fürchterliches erwartete; es war nur die fieberhafte Glut, die ihm in allen Adern brannte, was ihn so reizbar machte. Ob Schröder ihn anzeigte beim Gericht, ob er ihm selbst entgegentrat mit der Anklage, oder ob er nur einfach andern erzählte, daß Bröker ein Dieb sei — alles war gleich entsetzlich.

Er war nicht hinaufgegangen zum Mittagessen, er konnte unmöglich den Seinigen entgegentreten in dieser Stimmung. Bis zum Abend hin saß er einsam in quälenden Gedanken, jeden Augenblick fürchtend, Lina könne eintreten und fragen: Was ist geschehen, Wilhelm, warum kommst du nicht zu uns?

Und doch, als es Abend geworden war, und sie war nicht gekommen, hatte nicht gefragt, was ihm

widerfahren sei, regte sich in ihm ein bitteres Gefühl über diese so ganz ungewöhnliche Vernachlässigung. Sonst, wenn ihn Geschäfte oder Unwohlsein in seinem Zimmer zurückgehalten hatten, war sie in liebevoller Besorgniß alle Augenblicke gekommen, um zu fragen: „Wie geht es dir?“ sich leise wieder zurückziehend, wenn sie befürchten mußte ihn zu stören, oder, wenn ihm ihre Gegenwart angenehm war, bei ihm verweilend, alles aufbietend ihn zu pflegen, zu erheitern oder die langsam schleichenden Stunden zu vertreiben. Es war ihm lieb, daß er allein blieb; aber Lina wußte doch, daß ihn etwas bedrückte und verstimmte. Sie mußte so gut wie er durch Schröder's Worte an das erinnert sein, was die Veranlassung gegeben hatte zu seiner Auswanderung aus Hamburg. Sie mußte, wenn sie auch den Grund nicht kannte, doch wissen, wie unangenehm ihm jener Mittag bei Friedrich Schröder gewesen war. Sie hatte ihn dazu gedrängt, den jungen Schröder zu begrüßen; es war rücksichtslos im höchsten Grade, daß sie nicht einmal sich entschuldigte, nicht einmal ihr Bedauern aussprach darüber, daß sie ihn zu einer unangenehmen Begegnung gezwungen hatte. Unbegreiflich war es, daß sie selbst am späten Abend, als sie sich zur Ruhe legten, mit keinem Worte des Vorgefallenen erwähnte und

nicht einmal fragte, was ihn zurückgehalten habe in seinem Zimmer. Er hätte nicht nöthig gehabt, sich vor ihrem liebevollen Forschen, ihren fragenden Blicken zu fürchten; sie wich seinen Blicken aus, sie sprach nur das unumgänglich Nöthige; ihr ganzes Wesen war so befangen, so niedergedrückt, daß er, ohne die Last auf seiner eigenen Seele, sicherlich gefragt haben würde: „Fehlt dir etwas, Lina? Ist etwas Unangenehmes vorgefallen?"

Es war Meta's Geständniß, was Lina schwer auf dem Herzen lag. Sie wagte nicht, ihrem Gatten ins Gesicht zu sehen, weil ihr Herz sie drängte, ihm zu sagen: „Vergib mir, ich hätte dir diese unangenehme Scene ersparen müssen!" und weil es doch gegen Meta unrecht gewesen wäre, wenn sie so gesprochen hätte. Sie mußte bei der Stimmung, die sie bei Bröker voraussetzte, jede Erörterung vermeiden, wenn sie nicht das Schlimmste für Meta's Hoffnungen herbeiführen wollte.

Was konnte sie thun als jedes Alleinsein, jedes Gespräch mit ihm möglichst vermeiden? Sie schlief so wenig wie er in dieser Nacht; sie hörte, wie er sich rastlos auf seinem Lager hin- und herwarf; sie hatte das größte Verlangen, zu ihm zu eilen und nicht nachzulassen mit Bitten und Forschen, bis er von der

Seele gesprochen, was ihn sichtlich quälte und beunruhigte; aber sie hatte ihrem Kinde versprochen, vorsichtig zu sein und ihre Liebe zu beschützen, deshalb mußte sie thun, als hörte und sähe sie nichts von dem, was ihr Herz mit Sorge und Kummer erfüllte.

Wenn das Benehmen seiner Frau schon auffallend für Bröker war, wie vielmehr mußte ihn das ganz veränderte Wesen seiner Tochter befremden. Als er sie am nächsten Morgen beim Frühstück wiedersah, grüßte sie ihn, statt wie sonst ihn zu umarmen und zu küssen wie ein Kind, beinahe scheu mit einem ernsthaften: Guten Morgen, Papa!

Sein argwöhnisches Auge bemerkte zugleich einen ängstlichen, fragenden Blick, den sie mit der Mutter wechselte, und ihr Auge senkte sich sofort, als es dem seinigen begegnete. Statt daß sie sonst unaufhörlich plauderte und lachte während des Frühstücks, sagte sie jetzt kein Wort, und wenn er eine Bewegung machte oder zu sprechen anfing, wechselte sie die Farbe, wie jemand, der Vorwürfe oder eine böse Nachricht zu hören erwartet. Was bedeutete dies? Eine krampfhafte Angst durchzuckte ihn. Wenn sie, wenn Lina wüßte, ... wenn Schröder ihnen gesagt hätte ...

Das würde alles erklären, Lina's Rücksichtslosigkeit, ihr Schweigen, ihr gedrücktes Wesen. Aber nein,

das wäre zu schrecklich, für so boshaft konnte er keinen Menschen halten! Es mußte etwas anderes sein, was die beiden Frauen verstimmte. Vielleicht Kleinigkeiten, Toilettegeschichten. Heute Abend war ja Ball, vielleicht war das Ballkleid nicht fertig geworden, oder sonst ein Unglück passirt. Frauen sind ja so kleinlich. Was kümmert sie der Mismuth, die Sorgen des Gatten, des Vaters, wenn ein Ball in der Luft ist.

Aber so viele Mühe er sich gab, ihn zu verscheuchen, der schreckliche Gedanke verließ ihn nicht. Und deshalb, so fürchterlich es ihm war, heute unter Menschen zu gehen und in eine Gesellschaft, wo er mit Schröder zusammentreffen mußte, es zog ihn dahin mit unwiderstehlicher Gewalt, er mußte beobachten, ob und wie die Seinigen mit seinem Feinde sprächen, ob seine Befürchtung Grund habe oder nicht.

Was Bröker sah, war nur zu sehr geeignet, seinen Argwohn zu befestigen.

Meta's Geliebter hatte mit Erschrecken den trüben Ausdruck ihres jungen Gesichts bemerkt.

Was ist geschehen? flüsterte er, während sie zum Tanze antraten. Hast du mit deinen Aeltern gesprochen, Meta?

Mit Mama, war ihre gepreßte Antwort.

Die Röthe wich aus seinem Gesichte.

Sprich nur nicht weiter, hauchte er, ich sehe schon, wie es steht. Dein Vater wünscht ein glänzenderes Los für seine Tochter, als ich dir bieten kann. Ich bin nicht reich genug.

Karl! flüsterte sie vorwurfsvoll. Wie kannst du so etwas denken von meinem Vater! Papa hat mir mehr als einmal gesagt, nicht auf das Geld komme es an im Leben; er kenne mehr als einen, der als reicher Erbe geboren und als ruinirter Verschwender gestorben sei; sondern auf die Fähigkeit, zu erwerben und das Erworbene anzuwenden. Ich weiß nicht, ob du ärmer bist als ich; aber mein Papa wird so wenig, wie ich, nach dem Vermögen des Mannes fragen, den ich liebe.

Ein trübes Lächeln flog über Schröder's Gesicht. Kuhlenfeld hatte seinem jungen Freunde wieder erzählt, daß Bröker versucht hatte, ihn über des alten und des jungen Schröder's Verhältnisse auszuforschen. Der junge Mann war nicht beunruhigt worden durch diese Nachforschung, er konnte es nur natürlich finden, daß der Vater wissen wollte, in was für Verhältnisse seine Tochter kommen würde, wenn sie Schröder's Bewerbung annähme. Aber Meta's ernstes Gesicht drängte ihm plötzlich die Furcht auf, welcher

er vorhin Worte gab. Und jetzt erinnerte er sich an Bröker's frostige Aufnahme und an das eigenthümliche Gesicht desselben, als er von der Scene in seines Vaters Hause sprach.

Ich mistraue nicht deinem Vater, sagte er gedrückt, sondern mir. Du hast die Wahl unter vielen Bewerbern.

Aber ich liebe nur dich, flüsterte sie eifrig entgegen. Ach nein, Karl, Geldverhältnisse sind es nicht, die uns im Wege stehen.

Also steht uns doch etwas im Wege? fiel er hastig ein.

Leider ja!

Und jetzt erzählte sie ihm mit flüchtigen Worten, was sie gestern von der Mutter gehört hatte.

Der Tanz endete zu gleicher Zeit mit der Erzählung, Schröder mußte sie zu ihrer Mutter zurückführen.

Frau Bröker hatte das eifrige Gespräch der beiden während des Tanzes beobachtet, und sah mit gespanntem Blicke zu dem jungen Mann empor. Zufällig stand ein leerer Stuhl neben ihr, und er beeilte sich, ihn einzunehmen.

Ich bin ganz erstaunt über das, was Meta mir erzählt, flüsterte er. Mein Vater hat sicher keine

Ahnung davon, daß er jemals etwas gesagt oder gethan habe, was Herrn Bröker verletzen könnte. Und bei diesem Diner soll es vorgefallen sein, wo mein Vater mir Herrn Bröker als das Muster eines Ehrenmannes aufstellte? Mir ist das unbegreiflich! Mein Vater hat nie anders als mit der höchsten Achtung Herrn Bröker's Namen genannt. Hier muß ein Misverständniß zu Grunde liegen. Mein Vater ist offen und gerade aus, er kann ein unüberlegtes Wort gesprochen haben, das Herr Bröker falsch gedeutet hat; aber mit Absicht, darauf will ich schwören, hat er sicher nichts Beleidigendes gegen ihn gesagt.

Es muß doch etwas vorgefallen sein an dem Tage, entgegnete sie, ich erinnere mich noch deutlich der entsetzlichen Aufregung, in welcher mein Mann damals nach Hause kam. Und da er jetzt, nach siebzehn Jahren, es noch nicht vergessen hat ...

Sollte mein Vater wirklich einen Verstoß gemacht haben, fiel Schröder ein, so bin ich überzeugt, er wird alles thun, um diesen Verstoß wieder gut zu machen. Er wird zu jeder Erklärung, zu jeder Entschuldigung bereit sein, die Herr Bröker fordern würde. Ich wiederhole, mein Vater kann ein unüberlegtes Wort gesprochen haben, aber mit Absicht hat er ganz gewiß Ihren Herrn Gemahl nicht beleidigt.

Ich glaube, es ist das Beste, wenn ich völlig offen mit Ihnen spreche, lieber Schröder, sagte sie nach einer Pause. Mein Mann hat niemals dieser Angelegenheit wieder gegen mich erwähnt, und ich mag natürlich nicht an eine Wunde rühren, die ihm noch immer so wehe thut. Ich glaube aber, die Sache liegt tiefer, es ist nicht ein unüberlegtes Wort, was ihn so tief gekränkt hat. Mein Mann, das wissen Sie vielleicht, ist sehr früh verwaist, und die Familie hat ihn schlecht behandelt. Es ist nicht das Verdienst der Vormünder und Verwandten, daß der arme Junge nicht im Elend untergegangen ist. Nun ist ja das lange her, und Bröker hat einen sehr versöhnlichen und großmüthigen Charakter. Er hat es keinem nachgetragen und hat in Hamburg mit den Imholz und mit der übrigen Familie aufs freundschaftlichste verkehrt. Ihrem Vater aber wich er aus. Selbst an jenem unglücklichen Mittag ist er ganz gegen seinen Willen, nur, weil mein Papa mit dabei war, der Einladung Ihres Vaters gefolgt. Es muß also doch zwischen beiden etwas vorgefallen sein, was sich nicht leicht vergessen läßt. Es muß doch einen Grund haben, daß er sofort — Sie müssen es doch einmal erfahren — als er Ihren Namen hörte, das Zimmer verließ und nur durch mein inständiges Bitten be-

wogen werden konnte, Sie in seinem Hause wie jeden andern Gast willkommen zu heißen. Aber fassen Sie sich, man möchte aufmerksam auf uns werden. Vielleicht haben Sie recht, vielleicht beruht alles auf einem Misverständniß, und eine gerade, offene Erklärung kann alles ausgleichen.

Ich muß in der nächsten Zeit auf einige Tage nach Hamburg, sagte der junge Mann nach einer Pause, in welcher er sein Erschrecken zu bemeistern versuchte, dann will ich meinen Vater nach dem Grunde einer solchen Abneigung gegen uns fragen. Gott gebe, daß ich nichts Schlimmes erfahre! Kaum darf ich nach dieser Eröffnung noch wagen, Sie um ihre Protection zu bitten. Es war schon ohnedies eine Kühnheit von mir, nach der Hand Ihrer Tochter zu streben; denn meines Vaters Geschäft ist mit dem des Herrn Bröker gar nicht zu vergleichen. Aber ich dachte, durch Muth und Fleiß würde ich es mit der Zeit möglich machen können, es wieder auf seine alte Höhe zu bringen, und Herr Bröker, der selbst seine Stellung der eigenen Kraft verdankt, würde meine herzliche Liebe zu Meta und meinen redlichen Willen, ihr das Leben leicht zu machen, für mich sprechen lassen. Aber jetzt sinkt mein Muth! Ich bin ja derjenige, den er zu allerletzt als Gatten für

seine einzige, und so liebenswürdige, allgemein bewunderte Tochter wählen würde.

Sie wandte mit einem Seufzer den Kopf ab und begegnete dem Blicke ihrer Tochter, die soeben von einem andern Tänzer zum Walzer abgeholt wurde. Es lag eine so innige angstvolle Bitte in Meta's Augen, daß die Mutter bis in die tiefste Seele dadurch erschüttert wurde.

So lieb Sie mir in diesen wenigen Tagen geworden sind, sagte sie gedrückt, und mit so großem Vertrauen ich Meta's Hand in die Ihrige legen würde, so wünschte ich doch, Sie wären meiner Tochter nie begegnet. Aber es ist nun einmal geschehen, und jetzt bleibt mir keine Wahl, denn Meta liebt Sie. Ich muß entweder Meta's Liebe oder meines Mannes Haß bekämpfen. Und ich hege das Vertrauen, daß mir das letzte eher gelingen wird als das erste; denn ich habe Bröker noch nie ungerecht oder unversöhnlich gefunden. Aber Sie müssen wohl überlegen vorher, lieber Herr Schröder, ob Sie in diesen Kampf sich einlassen, ob Sie nicht lieber Ihre Hand einem Mädchen bieten wollen, dessen Familie Sie mit Freuden willkommen heißt als Mitglied.

Es geht mir wie Ihnen, Frau Senatorin, sagte er mit einem schwachen Lächeln, mir bleibt keine

Wahl, denn ich liebe Meta. Und wenn es Jahre dauern sollte, ehe es mir gelingt, Herrn Bröker's Vorurtheil gegen mich zu überwinden, ich kann nicht anders, ich muß es ertragen, denn ohne Meta kann ich nicht glücklich sein. Ich bin kein sentimentaler Jüngling, im nächsten Monat werde ich dreißig Jahre, ich habe manches hübsches Mädchengesicht gesehen . . . aber . . . wenn ich denke, daß ich ohne Meta leben soll, so ist es mir, als fiele ein grauer Nebel über die ganze Welt. Und glauben Sie nur, trotz ihrer lachenden Augen, das Kind hat mehr Tiefe als Sie ahnen. Sie fühlt den Schmerz so lebhaft wie die Freude, sie kann mich auch nicht vergessen, sie hält fest, was sie einmal erfaßt hat.

Er wandte den Kopf weg, denn die Thränen in seinen ehrlichen Augen wollten sich nicht mehr zurückdrängen lassen.

Frau Bröker wagte nicht zu antworten, aus Furcht, daß ihre Fassung sie verlassen möchte.

Nach einer Pause sagte sie mit einem herzhaften Versuche, ihre Stimme klar zu machen: Es ist also abgemacht, ich complotire mit Ihnen und Meta gegen meinen Mann. Wir wollen jede Gelegenheit benutzen, Sie mit ihm zusammenzuführen. Und nun wird es an Ihnen sein, sich ihm von der liebens-

würdigsten Seite zu zeigen. Können Sie von Ihrem Vater erfahren, was hier zu Grunde liegt, so kommen wir vielleicht eher ans Ziel, als wir hoffen. Jetzt aber stehen Sie auf, der Walzer ist zu Ende, und die Leute könnten sich wundern über unser eifriges Gespräch.

XXIII.

Während seine Frau das Geheimniß ihres Gatten dem Manne vertraute, den er am meisten fürchtete auf der Welt, stand Bröker in ihrer Nähe, zu weit entfernt, um hören zu können, was gesprochen wurde, aber nahe genug, um zu sehen, mit welcher Lebhaftigkeit sie sich unterhielten. Welche Nahrung für seinen Argwohn bot ihm dieser Abend! Meta's betrübtes Gesicht, die Scheu, mit der sie die Nähe, das Auge des Vaters vermied, die Blicke des Einverständnisses, welche Mutter und Tochter wechselten, der ernste, eifrige Wortwechsel beider mit dem jungen Schröder, alles sprach für seine Befürchtung. Und daß er, Bröker, der Gegenstand dieser Verhandlung war, bewies deutlich der Umstand, daß die Sprechenden plötzlich und verlegen schwiegen, als sie bemerkten, daß er sich in ihrer Nähe befand.

Er suchte vergebens nach einer andern befriedigenden Erklärung dieses so ganz ungewöhnlichen Benehmens. Wenn er in einem Augenblicke sich überredet hatte, er täusche sich, die Seinigen wissen nichts und könnten nichts wissen, so war im nächsten Augenblicke die Angst wieder da. Und wenn sie es doch wüßten! Schröder könnte es ihnen verrathen haben, damit der Schlag sie nicht unvorbereitet träfe. Vielleicht wußten schon andere darum, seine Schwiegerältern etwa, man wollte sein Weib und sein Kind von ihm entfernen, ehe man ihn zur Rechenschaft zöge.

Das war von allem Bittern das Bitterste. Auch in seinen schlimmsten Träumen, wenn er sich die Schande und das Unglück ausmalte, die das unschuldige Haupt seines Weibes und Kindes niederbeugen würden, wenn seine Schuld bekannt würde, selbst in den angstvollsten Stunden hatte er tief in der Seele immer die Zuversicht gehegt, Lina's Liebe werde alles überdauern, selbst wenn er ihre Achtung verliere, ihr Herz werde ihm bleiben. Daß sie, daß sein Kind sich von ihm wenden könnte . . . es war zu entsetzlich.

Von dieser Zeit an war es, als wenn ganz andere Menschen in das Bröker'sche Haus eingezogen wären, so still, so öde war es geworden. Meta's fröhliches Lachen und Trällern war verstummt, die milde Stimme

der Mutter, die sonst mit ihrem stets gleichmäßig heitern, freundlichen Tone auf alle im Hause wie Sonnenschein auf die Pflanzen gewirkt hatte, klang gedrückt und traurig; die Domestiken selbst verrichteten lautlos ihre Arbeit, und alle im Hause wichen möglichst dem Hausherrn aus, der düster und still wie eine Gewitterwolke umherging. Er bemerkte zu seiner Qual und Kränkung dieses Ausweichen, aber er wurde sich nicht bewußt, daß es eine Folge seines eigenen Benehmens war. Wie gern hätten Mutter und Tochter ihr Herz von dem Geheimnisse entlastet, das ihnen mit jedem Tage drückender wurde; aber seine immer wachsende Einsilbigkeit und Zurückhaltung machte jede Erörterung unmöglich. Wie manchmal überlegten und beschlossen beide Frauen: Heute wollen wir uns ein Herz fassen, es muß doch endlich ausgesprochen werden, es ist für Schröder selbst zu peinlich, so lange in der Ungewißheit zu schweben. Aber wenn dann der Vater eintrat mit der finster zusammengezogenen Stirn, mit einem mürrischen oder bittern Worte auf der Lippe, so stockte plötzlich die Rede, sie wechselten die Farbe, sie sahen einander verstohlen an, oder flüsterten, wenn er den Rücken wandte, kurz, sie wagten nicht, ihm zu gestehen, was sie auf dem Herzen hatten, und gaben so seinem unseligen Argwohn immer neue Nahrung.

Schröder hatte von Hamburg die Nachricht mitgebracht, daß sein Vater durchaus sich keines Wortes zu entsinnen wisse, womit er jemals Bröker beleidigt haben könne. Selbst aus der Knabenzeit desselben erinnere er sich keines Vorfalls, der Bröker Grund zur Klage geben könne, ja, Schröder habe sogar den extremen Maßregeln, die Imholz gegen den Verwaisten beschlossen, immer opponirt und ihn in Schutz genommen. Er habe immer die höchste Achtung gegen einen Mann gehegt, der sich durch geistige und moralische Vorzüge, ohne äußere Hülfsmittel, eine so angesehene Stellung erworben, und habe dies stets, wie gegen Bröker selbst, so andern gegenüber mit Wort und That anerkannt, und er werde es für eine Ehre halten, Bröker's Tochter als die Frau seines Sohnes in seinem Hause willkommen heißen zu dürfen. Wenn Bröker glaube, Schröder habe ihn beleidigt oder beleidigen wollen, so müsse das auf einem Irrthum oder einem Misverständniß beruhen. Eine solche Absicht habe er weder jemals gehabt, noch ließe sich irgendein Grund denken, weshalb er sie gehabt haben könne.

Nach einer solchen Erklärung konnte Meta's Mutter nichts anders sagen als: Wenn es so ist, so müssen wir die erste Gelegenheit benutzen, die Sache

zur Sprache zu bringen und Bröker einen Irrthum benehmen, der für uns alle gleich unselig und peinlich ist. Ich glaube, lieber Schröder, es wird das Beste sein, wenn Sie ganz offen zu Werke gehen und ihn geradezu fragen: „Wodurch hat mein Vater Sie verletzt, und was können wir thun, die Kränkung wieder gut zu machen?“

Wie gern thäte ich das, entgegnete der junge Mann zögernd; aber Herr Bröker ist völlig unnahbar. So oft ich hier im Hause, oder in Gesellschaft, oder in einem öffentlichen Local versuche, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, er geht nie darauf ein, setzt es niemals fort. Er ist nicht unhöflich gegen mich, nicht stolz oder unfreundlich; aber ich sehe deutlich, meine Gegenwart ist ihm unangenehm. Ich habe bemerkt, daß er die Farbe veränderte, wenn er mich eintreten sah; daß er in der Rede stockte, wenn ich in seine Nähe kam; daß er baldmöglichst sich zurückzog, wenn ich an demselben Tische Platz oder am Gespräch theilnahm. Ich fürchte, setzte er bekümmert hinzu, sein Widerwille gegen mich nimmt zu, statt ab, je öfter er mich sieht, und je mehr ich versuche, mich ihm zu nähern.

Ich begreife nicht, wie Papa so ungerecht, so rachsüchtig sein kann! rief Meta heftig.

Kind! mahnte die Mutter vorwurfsvoll, urtheile nicht so vorschnell und so hart über deinen Vater. Weißt du denn, was ihm auf der Seele liegt? Vielleicht irren wir uns alle, vielleicht ist es etwas ganz anders, was ihn drückt.

Aber weshalb spricht er denn nicht, entgegnete das junge Mädchen. Weshalb sagt er es dir nicht und quält uns alle?

Die Mutter konnte nichts erwidern. Was sie still und ohne Klage hingenommen hatte, so lange es sie allein traf, empfand sie jetzt als Ungerechtigkeit, nun ihr Kind darunter litt. Sie hatte aus Liebe zu ihrem Gatten Heimat und Freunde verlassen, ohne zu fragen, aus welchem Grunde sie alles verlassen müßte, was ihr von Kindheit an theuer gewesen war. Jetzt drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß gar kein Grund existire und daß Bröker nur aus Laune oder übergroßer, ganz unberechtigter Empfindlichkeit dies große Opfer von ihr gefordert hatte. Und diesen selben Grillen sollte jetzt auch Meta's Glück geopfert werden. Denn eine Grille nur konnte es sein; wenn er wirklich einen stichhaltigen Grund für sein Benehmen hatte, so drängte sich natürlich Meta's Frage auf: Warum sagt er es dir nicht? Wodurch hatte sie verdient, daß er so wenig Vertrauen zu ihr zeigte?

Seit beinahe zwanzig Jahren theilte sie Freud und Leid mit ihm; es geschah ihr bitteres Unrecht, wenn er wirklich einen Grund hatte, und ihn zwanzig Jahre lang vor ihr verschließen konnte, wenn er blinde Unterwerfung von seinem Weibe verlangte, das ihm so viele Beweise der Treue und der Zuverlässigkeit gegeben hatte.

Ihre natürliche Sanftmuth und Herzensgüte ließen es nicht zu, daß sie ihrem verletzten Gefühle Worte gab, sie wurde nur kälter und fremder gegen ihn, der ihre Liebe mit so unverdientem Mistrauen lohnte.

Meta dagegen, jünger und leidenschaftlicher, zeigte weniger Geduld bei dem, was ihr als große Ungerechtigkeit ihres Vaters erscheinen mußte. Die Abneigung, die er gegen ihren Geliebten bewies, kränkte sie tief und beunruhigte sie zugleich, da sie fürchtete, der Stolz des jungen Mannes könne doch zuletzt über seine Liebe siegen und er die Bewerbung um die Tochter eines Mannes aufgeben, dem er so sichtlich unwillkommen war. Die nieendende Ungewißheit, die täglich erneute und täglich getäuschte Hoffnung, die immer wachsende Reizbarkeit ihres Vaters, alles dies hielt sie in beständiger Aufregung und verletzte und erbitterte sie. Ihr Benehmen gegen den Vater wurde ungleich und unfreundlich, sie antwortete heftig

und rücksichtslos, wenn er etwas sagte und that, wodurch nach ihrer Meinung der Mutter oder ihr selbst unrecht geschah, und gab ihm dadurch Anlaß zu erhöhter Bitterkeit, zu größerm Unmuth.

Das wurde schlimmer von Tag zu Tag. Immer unfreundlicher, immer kürzer wurde der Verkehr zwischen dem unglücklichen Manne und den bekümmerten Frauen. Kaum erschien er zu anderer Zeit in den Familienräumen, als um hastig und schweigsam seine Mahlzeiten einzunehmen. Und auch zu diesen Zeiten kehrte er oft wieder um, wenn er drinnen die Stimme des jungen Schröder hörte, und eilte zu seinem einsamen Zimmer zurück. Dort saß er dann einsam und grübelte über sein zerstörtes Familienglück. Wie war das vor wenigen Wochen so ganz anders gewesen, und wie hatte Schröder's Erscheinen alles verändert!

Dieser Mensch, von dem er verfolgt wurde, wie von seinem Schatten, dem er nirgends ausweichen konnte, der ihm entgegentrat, wohin er ging, auf der Straße, in Gesellschaft, auf dem Spaziergange, in seinem eigenen Hause, war es wirklich ein Mensch, oder war es ein Gespenst, die Verkörperung seines Verbrechens, eine Hallucination, eine Fiebergeburt seines gequälten Gehirns? Fast hätte er sich versucht gefühlt, letzteres zu glauben; denn wenn er

wachend die Augen schloß, oder in seinen nächtlichen Träumen, stand er gerade so vor ihm, mit dem stets ihn beobachtenden Auge, mit der Haltung, als wollte er im nächsten Augenblicke zu ihm treten und ihn anreden.

Welche entsetzliche Qual für Bröker war diese nie-endende Verfolgung! Wenn er zu Hause blieb, horchte er auf jeden Schritt, in der Angst, Schröder werde hereintreten. Draußen auf der Straße erwartete er an jeder Ecke ihn herankommen zu sehen. In Gesellschaft, wenn Schröder noch nicht da war, hing Bröker's Auge unverwandt an der Thür, durch die er kommen mußte. Schon mehreremal war die Pein so unerträglich geworden für den Schuldbewußten, daß der Wunsch in ihm aufstieg: „Wenn die Sache nur zu Ende wäre, wenn der Schlag nur fiele, damit die Ungewißheit aufhörte. Das Schlimmste hat mich ja bereits getroffen, die Liebe meines Weibes, meines Kindes habe ich verloren, mag denn das andere auch über mich ergehen!“ Er nahm sich vor, nicht auszuweichen, wenn Schröder sich ihm näherte, sondern ihm die Gelegenheit zu geben, die er sichtlich suchte, geheim mit ihm zu sprechen. Aber wenn er ihm dann gegenüberstand, siegte der Selbsterhaltungstrieb und die Gewissensangst, unwillkürlich wich er zurück ins schützende Gedränge der Menschen.

Sein Körper litt unter diesen Qualen wie seine Seele. Er magerte ab, sein Haar war in diesen wenigen Wochen ergraut, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. Die Veränderung in seinem Aeußern fiel allen auf, nur nicht, wie das gewöhnlich ist, seinen Angehörigen, unter deren Augen diese Veränderung allmählich vor sich ging. Ihr Hausarzt selbst machte endlich Frau Bröker auf den Gesundheitszustand ihres Gatten aufmerksam.

Krank?! Mein Mann krank? fragte sie erstaunt und erschrocken. Er klagt nicht; was fehlt ihm, Herr Doctor?

Das ist mir selbst noch nicht klar, war die Antwort. Es ist, wie Sie sagen: er klagt nicht, er hat weder Fieber noch Husten, noch Schmerzen. Aber sein Aussehen gefällt mir nicht, seine Farbe, sein Blick, seine Haltung. Ich fürchte ...

Doch kein Nervenfieber? fiel sie ängstlich ein.

Das nicht. Aber sagen Sie, wie alt ist Ihr Herr Gemahl?

Er ist vierundvierzig geworden im Herbst.

Nun, sehen Sie, ich fürchte, Herr Bröker leidet an dem, was die Franzosen maladie des quarant ans nennen. Männer wie Ihr Herr Gemahl, die ihres eigenen Glückes Schmied sind, die ihre Position

im Leben sich durch eigene Energie erringen, spannen alle geistigen und körperlichen Kräfte bis zur höchsten Ausdehnung an, um das weit vorgesteckte Ziel zu erreichen. Haben sie es nun erreicht, was meistens in den Vierzigern zu geschehen pflegt, wenn es überhaupt geschieht, ist der Gipfel erstiegen, sodaß es keiner Anstrengung mehr bedarf, so tritt ein Stillstand ein, die Anspannung läßt nach, der Mensch sinkt zusammen, es folgt eine allgemeine Abspannung. Das ist ein kritischer Zeitpunkt. Ist irgendeine Krankheitsanlage vorhanden, so kann sie dann leicht die Ueberhand gewinnen. Bei Hypochondristen liegt die Gefahr nahe, daß Gemüthskrankheit ...

Gemüthskrank! unterbrach ihn Lina entsetzt. Mein Mann gemüthskrank!

Das habe ich nicht gesagt, entgegnete der Arzt. Jemand, der an Körper und Geist stets kerngesund gewesen ist, wie Herr Bröker, wird nicht so leicht gemüthskrank. Ich wollte Sie nur aufmerksam machen, daß Ihr Herr Gemahl sorgsamer Pflege bedarf, nicht körperlicher Pflege, an der lassen Sie's nicht fehlen, das weiß ich, aber geistiger Anregung, gemüthlicher Erholung. Er muß, womöglich, heitere Eindrücke erhalten, muß interessante Beschäftigung, muß mit Einem Worte Unterhaltung haben.

Heitere Eindrücke! wiederholte sie kummervoll. Und diese Zeit der Handelskrisis bringt eine traurige Nachricht nach der andern!

Die Krisis thut's ihm nicht, sagte der Doctor munter. Im Gegentheil, ich wollte, er hätte wirklich etwas zu fürchten, zu hoffen und zu sorgen. Aber leider steht er so sicher, daß an einen Bankrott nicht zu denken ist. Schlimmstenfalls kann er einige Procente seines Vermögens verlieren und bleibt doch, was er ist, ein reicher Mann. Ich wollte, er wäre ein kleiner Anfänger, der alle Kräfte anspannen muß, um sich oben zu erhalten. Daß er nicht nöthig hat, irgendeine Kraft anzuspannen, das gerade ist das Fatale. Aber beunruhigen Sie sich nicht, noch hat es nichts zu sagen. Sorgen Sie nur, daß der Patient Zerstreuung und interessante Unterhaltung hat.

Er ging, und Lina blieb in der traurigsten Stimmung zurück.

Krank! Ihr Mann krank! Und sie war kalt und unfreundlich gegen ihn gewesen, weil er litt und infolge seines Leidens verstimmt und gedrückt war! Fremde Menschen hatten es bemerkt, und sie nicht; sie hatte kein Wort des Antheils, keine Fürsorge, keine Pflege für den Mann gehabt, der zwanzig Jahre lang nur für sie gelebt und gestrebt hatte, der krank

geworden war infolge seiner Anstrengungen, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen.

Alles Unrecht, das ihr widerfahren, war vergessen. Sie begriff nicht mehr, wie sie sich jemals hatte gekränkt fühlen können durch sein Benehmen. Die alte, ihr ganzes Sein ausfüllende Liebe zu ihm war mit einem Schlage wieder da, und von diesem Augenblicke an galt ihr Denken und Sorgen nur ihm, dem Manne, dem sie mit Freuden Heimat und Verwandte geopfert hatte, und mit dem sie das schlimmste Los theilen würde ohne Klage.

Es ließe sich schwer entscheiden, ob die frühere Kälte seiner Frau oder ihre jetzige aufopfernde, unermüdliche Liebe schmerzlicher für Bröker war. Sein Muth war schon bis zu dem Punkte niedergedrückt, daß er sich sagte: Dir geschieht recht, wenn sich dein Weib von dir wendet, denn du hast dein größtes Verbrechen gegen sie begangen. Du hast die arglos Vertrauende getäuscht, du hast sie aus einem glücklichen Familienkreise gerissen, um sie zur Genossin eines Verbrechers zu machen, den früher oder später die Folgen seiner That ereilen mußten. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. Alles Verborgene kommt ans Licht. Die Unschuldige, aller Ehren Werthe, kommt durch deine Schuld mit Schande

beladen zu ihrem Vater zurück, dessen hochherziges Zutrauen du ebenfalls gelohnt hast mit dem schwärzesten Verrath, mit der feigsten Lüge; denn nimmer würde er dir sein Kind gegeben haben, wenn du auf seine ehrliche Frage eine ehrliche Antwort gegeben hättest. O, du hast es verdient, wenn dich die Strafe trifft, vor der du sicher zu sein glaubtest, weil dich ein unerhörtes Glück fünfundzwanzig Jahre lang in ungestörtem Besitze deines Raubes gelassen hat. Mit viel größerm Recht trifft dich die Strafe, als so manchen armen Mann, der Brot stiehlt für sein Weib und seine Kinder, und der seine Verzweiflungsthat mit dem Zuchthause büßt. Ihn trieb die Liebe, dich der Egoismus, die Feigheit der Selbstsucht. Du bist ein elender, verworfener Mensch.

Wie mußte in einer solchen Stimmung jeder Liebesbeweis seines verrathenen, durch seine Schuld zu einem kummervollen Leben verdammten Weibes auf den unglücklichen Mann wirken! Sie häufte in Wahrheit glühende Kohlen auf sein Haupt. Mochte nun sein Argwohn begründet sein, mochte sie um sein Verbrechen wissen, oder ging sie ahnungslos dem Entsetzlichen entgegen, — immer war es gleich fürchterlich für ihn, sie so liebevoll, so hingebend, so mit

ganzer Seele für sein Wohlsein thätig, von Morgen bis Abend, vor sich zu sehen.

Bis dahin hatte ihn die Gewissensangst, die Furcht vor der Strafe, der Schande gequält; jetzt kam die Reue, die tiefe, schmerzliche Reue. Er hätte sich niederwerfen mögen zu ihren Füßen und ausrufen: „Ich bin deiner Liebe nicht werth, ich bin dein Verderber, dein bitterster Feind! Du mußt die Stunde verfluchen, die uns zusammenführte; ich habe Schande und Unglück über dich gebracht.“

Dasselbe Gefühl, wenn auch in geringerm Grade, peinigte ihn im geschäftlichen und geselligen Verkehr. Jeder Beweis von Hochachtung, den er von seinen Freunden und Bekannten erhielt, jede Respectsbezeigung seiner Untergebenen und Arbeiter trieb ihm das Blut ins Gesicht. Er kam sich vor wie ein Betrüger, wie einer, der unter falschem Namen und Titel sich Eingang verschafft bei rechtlichen Leuten. Es lag ihm wie Blei auf der Brust. Es war ihm zuweilen, als müsse er aufschreien: Laßt mich! Ich bin ein Dieb, ein feiger, ehrloser Betrüger.

Immer stierer wurde sein Blick, immer gedrückter seine Haltung. Der Arzt schüttelte den Kopf, Lina's sanfte Augen waren geröthet von heimlichen Thränen. Seine Arbeiter flüsterten und wichen zur Seite, wenn

er durch ihre Reihen ging. Seine Bekannten sahen ihm mitleidig nach, wenn er mit abgewandtem Gesicht und mit scheuer Hast an ihnen vorübereilte.

Gemüthskrank! Ja wohl war sein Gemüth erkrankt. Und wo gab es ein Mittel, daß es genese?

XXIV.

Während die Wolke sich immer tiefer auf ihren unglücklichen Vater senkte, wurde auch Meta von Tag zu Tag stiller und bleicher. Schröder war nicht mehr in Bremen, sein Vater hatte ihn zurückgerufen, da die Verhältnisse in Hamburg sich infolge der Handelskrisis immer drohender gestalteten.

Er hatte mit schwerem Herzen von ihr Abschied genommen, und seine Briefe wurden immer trüber und hoffnungsloser.

„Fast kommt es mir wie unrecht vor“, schrieb er, „daß ich Dich festhalte bei Deinem Wort, denn welche Aussicht habe ich?! Der Zustand der Dinge hier ist entsetzlich, die größten Handelshäuser, Firmen, die ihr Vermögen nach Millionen berechnen, wanken, und jede Stunde bringt neue Zahlungseinstellungen. Der Senat greift zu unerhörten Mitteln, um die Mata-

dore unserer Kaufmannschaft vor dem Falle zu retten, weil Tausende brotlos werden würden durch diesen Fall. Keiner von denen, die heute noch stehen, weiß, ob er morgen nicht das Schicksal der Gefallenen theilen muß. Wie darf ich in solcher Lage Deine Hand von Deinem Vater verlangen, darf ich wagen, Dich aus gesicherten, glücklichen Verhältnissen zu reißen, da ich nicht weiß, ob nicht die nächsten Tage alles für mich in Frage stellen! Wenn uns der Schlag trifft, dem ich mit aller Anstrengung auszuweichen suche, und von dem ich fast schon fürchte, daß er nicht ausbleiben wird, wenn alles zusammenbricht, so wird die nächste Zeit eine traurige für meinen Vater und mich sein. Bei der Gesinnung Deines Vaters gegen mich widerstrebt es mir in tiefster Seele — und Du fühlst das, wie ich, Meta, ich weiß es — von ihm das Brot zu erbetteln, mit dem ich mein Weib ernähre. Was soll ich thun bei dieser trostlosen Lage der Dinge? Darf ich Dir sagen, meine Geliebte: vertraue, hoffe auf bessere Zeiten! wenn ich dies Vertrauen, diese Hoffnung selbst nicht hege? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich auf die Stimme der Neigung horchen wollte, statt auf die Stimme der Pflicht. Wir müssen unser Los tragen, Meta! Verschuldet haben wir es nicht. Ich

konnte weder Deines Vaters Abneigung gegen mich, noch diese entsetzliche Krisis voraussehen. Beugen wir uns unter den Willen dessen, der dies harte Los über uns verhängt hat. Ich will Kraft suchen in der Arbeit.

„Mein Trost ist, daß Du nicht allein bist, meine Meta, daß Du eine Stütze hast an Deiner guten, liebevollen Mutter, der ich tausend, tausendmal danke für die Güte, die sie mir bewiesen hat.“

Ach, er wußte nicht wie wenig Trost die arme Meta bei ihrer Mutter fand. Der bekümmerten Frau kam der Liebeskummer ihrer Tochter unbedeutend vor im Vergleich zu den Leiden ihres Mannes. Eine schreckliche Angst hatte sich in der letzten Zeit ihrer bemächtigt; sie fürchtete, der Gedanke an Selbstmord beschäftige ihn. Es war sichtlich genug, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. Alles, was ihn sonst interessirte, war ihm völlig gleichgültig geworden. Seiner Tochter, einst sein Augapfel, wich er aus, soviel als möglich war; selbst die Nähe seiner Frau, das fühlte die Arme peinlich, war ihm drückend, er blieb am liebsten tagelang allein. Um das Geschäft kümmerte er sich gar nicht mehr, er überließ alles seinem Disponenten. Geselligkeit, Literatur, Kunst, öffentliche Angelegenheiten, die Interessen seiner

Freunde, alles dies war nicht vorhanden für ihn. Der eine unselige Gedanke füllte seine ganze Seele aus. Zuweilen griff er, wie hülfesuchend, zu philosophischen und religiösen Schriften; aber auch sie gaben ihm keinen Trost, sie riefen ihm alle zu, was er nur zu gut selber wußte: „Wie die That, so die Folgen! Was du säest, wirst du ernten. Alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Wer ihn so beobachtete mit Liebe und Angst wie sein Weib, der konnte nicht zweifeln, er kämpfte mit einem Entschlusse.

Sie wagte nicht mehr, ihn allein zu lassen. Wenn sie auch nicht im Zimmer selbst blieb, sie hielt sich in der Nähe, sodaß kein Geräusch ihr entgehen konnte. Wenn er ausging, folgte sie ihm in der Entfernung. Des Nachts wagte sie kaum, die Augen zu schließen, aus Furcht, sie möge ihn nicht mehr finden beim Erwachen. Es war ein entsetzlicher Zustand.

So war der November herangekommen. Es war ein trüber, sonnenloser Sonntagsmorgen. Der Nebel stieg von der Weser auf, so dicht, daß man die nächsten Häuser nicht unterscheiden konnte, nur die Spitzen der Kirchthürme ragten aus dem grauen Meer hervor.

Die Familie Bröker saß am Kaffeetisch, schon zum Kirchgang gekleidet, und die verweinten Gesichter der

Frauen erschienen doppelt bleich in den schwarzen Gewändern. Bröker saß, wie gewöhnlich, ganz stumm und aß sein Frühstück mit der unheimlichen Hast, die jenen eigen ist, welche mechanisch das Bedürfniß des Körpers befriedigen, indeß der Geist weit, weit entfernt ist. Das Gesangbuch lag neben ihm, auch er wollte zur Kirche.

Da wurden die Briefe und Zeitungen von der Post hereingebracht.

Meta hob das matte Auge.

Ein Brief für mich? fragte sie.

Ja, hier. Aus Hamburg.

Sie griff mit fieberhafter Hast danach und erbrach ihn.

Zu gleicher Zeit hatte ihr Vater die Weserzeitung in die Hand genommen, die der Bediente ihm hinhielt. Fast mechanisch warf er einen Blick darauf und wollte sie gleichgültig auf den Tisch legen, aber mit einem mal wurzelte sein Blick fest an ihr. Jeder Blutstropfen entwich aus seinem Gesicht, er stieß den Stuhl zurück, nahm mit bebender Hand das Gesangbuch und verließ das Zimmer.

Erschrocken sah ihm der Bediente nach, aber Lina hatte nicht Zeit, sich nach ihm umzusehen, denn Meta

ließ ihren Brief aus der Hand fallen. Sie legte den Kopf auf den Tisch, dann folgte ein Aufschrei, dann ein schreckliches Lachen, und sie fiel in Krämpfen zu Boden.

Angstvolle Stunden folgten, in denen für die erschrockene Mutter nichts in der Welt war außer ihrem leidenden Kinde. Nach vielen vergeblichen Versuchen, das unglückliche Mädchen zu beruhigen, gab endlich die erschöpfte Natur nach, Meta fiel in einen ohnmachtähnlichen Schlummer, und jetzt konnte die Mutter den Brief lesen, der das Mädchen so erschüttert hatte. Er war von Schröder und enthielt die Nachricht, auf welche er sie schon im vorigen Briefe vorzubereiten gesucht hatte, den Bankrott seines Hauses.

„Gott segne dich, meine Meta", schloß der traurige Bericht, „lebe wohl auf immer! So schwer es mir wird, ich wünsche aus treuem, aufrichtigem Herzen, daß ein anderer glücklicherer Mann Dir werde, was ich Dir sein wollte, was aber das Schicksal mir nicht zu sein erlaubte. Leb' wohl! Ich darf nicht sagen: Vergiß mich nicht! Ich muß ja Deines Glückes wegen bitten: Vergiß den unglücklichen Karl Schröder!"

Die Mutter stand mit dem Briefe in der Hand

an dem Lager des armen Kindes, das so früh schon die Bitterkeit des Lebens erprobte, und blickte mit Augen, die vor Thränen kaum sahen, schweigend auf die unruhig Schlummernde. Da schlug die Glocke.

Lina fuhr auf.

Was schlägt es da?

Zwölf Uhr, war die Antwort des Kammermädchens.

Zwölf Uhr! Wo ist mein Mann? Hat ihm niemand berichtet, daß Meta krank ist?

Ich glaube, der Herr Senator ist nicht zu Hause, entgegnete das Mädchen.

Nicht zu Hause!?

Sie eilte zur Klingelschnur und klingelte so heftig, daß der Bediente und die Köchin zu gleicher Zeit herbeieilten, fürchtend, das Fräulein sei wieder kränker geworden.

Sehen Sie nach, Friedrich, rief sie dem Eintretenden entgegen, ob mein Mann in seinem Zimmer ist.

Nein, da ist er nicht, war die zögernde Antwort des Bedienten. Er ist ausgegangen, ich glaube zur Kirche.

Zur Kirche? Aber es ist zwölf Uhr, die Kirche muß seit einer Stunde zu Ende sein.

Niemand antwortete, aber sie las in den Zügen der Domestiken den Widerschein ihrer eigenen Angst.

Hole mir Hut und Mantel, Sophie, rasch! sagte sie, mit einer Stimme, die ganz heiser klang.

Frau Senatorin wollen ausgehen? wagte das Mädchen einzuwenden. Aber wenn das Fräulein aufwachte?

Ich könnte nachfragen, ob niemand gesehen hat, wohin der Herr Senator gegangen ist, erbot sich der Bediente. Ich könnte sagen, unser Fräulein wäre krank geworden.

Thun Sie das, Friedrich. Ich will zum Herrn Pastor gehen, vielleicht ist er bei dem eingekehrt nach der Kirche. Anna, bleib hier bei Sophie im Zimmer, und wenn meine Tochter aufwacht, oder sonst etwas vorfällt, so geht eine von euch zum Doctor.

Sie hatte, während sie sprach, sich in fiebernder Hast angekleidet und war bei den letzten Worten schon in der Thür.

Als sie auf die Straße trat, kämpfte die Sonne mit dem Novembernebel, sie hatte sich Bahn gebrochen und trieb die unförmlichen Massen vor sich her, die zu finstern Klumpen geballt sich unten am Horizont wieder lagerten, als zögen sie nur für Augenblicke sich zurück vom Schlachtfelde, um bald mit erneuter Kraft und in größerer Menge zurückzukehren. Hier und da wurde der Strom sichtbar. Lina sah in der Ferne

einen Gegenstand von den schmuziggrauen Wellen hin- und herwerfen. Das Herz stand ihr still —: wenn es der Leichnam ihres Gatten wäre! Wenn sie so fände, was sie mit der Angst der Liebe suchte!

Aber es war nur eine Eisscholle. Es hatte die Nacht vorher gefroren. Dort kam eine und dort wieder eine. Ihre Angst war grundlos.

Wie sollte er auch, wenn er den Tod suchte, sich am hellen Tage in den Strom stürzen, wo er durch den belebtesten Theil der Stadt floß. Sie eilte weiter, zu dem Hause ihres Pfarrgeistlichen. Sie wollte fragen, ob Bröker wirklich in der Kirche gewesen war.

Sie wartete nicht, bis sie gemeldet war, sondern folgte dem Dienstmädchen unmittelbar auf dem Fuße.

Herr Pastor! hauchte sie. Wo ist mein Mann?

Frau Senatorin! Um Gottes willen! entgegnete der erschrockene Geistliche. Was ist geschehen? Kommen Sie zu sich.

Sie strich mit der Hand über die Stirn.

Verzeihen Sie, ich suche meinen Mann. Meta ist krank geworden, und er ist nicht zu Hause; meine Leute sagen, er wäre zur Kirche gegangen.

Ja, Herr Senator Bröker war in der Kirche, war die Antwort, und ist geblieben beinahe bis zu Ende meiner Predigt. Es fiel mir auf, daß er nicht wie

gewöhnlich wartete, bis der Gottesdienst beendigt war.

Ein Gedanke durchzuckte sie.

Was haben Sie gepredigt, Herr Pastor?

Ein Hauch von Verlegenheit flog über das strenge Gesicht des Geistlichen; verlor sich aber bald, als er salbungsvoll erwiderte: Ich habe über den Text gepredigt: „Ihr könnt nicht den Kelch Gottes und des Teufels Kelch zugleich trinken; ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen." Ich habe angeknüpft an das Strafgericht, das der Herr in dieser Zeit so schrecklich ergehen läßt über die Stolzen, die seiner vergessen haben in ihrer fleischlichen Sicherheit. Ich habe gesagt mit den Sprüchen Salomonis: „In des Gerechten Hause ist Gutes genug; aber in dem Einkommen des Gottlosen ist Verderben." Mit Hiob habe ich gesagt: „Was ist die Hoffnung des Heuchlers, des Geizigen? Meinst du, daß Gott sein Schreien hören wird, wenn die Angst über ihn kommt? Er wird seiner nicht schonen, es wird alles aus seinen Händen entfliehen. Man wird über ihn mit den Händen klappen und über ihn zischen, da er gewesen ist." Zur Buße habe ich ermahnt und zur Demüthigung vor dem Herrn und vor den Dienern des Herrn. „Bekennet eure Sünden", habe ich ermahnt, „so ihr eure

Sünden bekennet, so werden sie euch erlassen werden; so ihr sie aber behaltet, so werden sie euch behalten werden. Ihr könnt nicht zugleich Vergebung von Gott für eure Sünde und Ehrerbietung von den Menschen für eure Tugend erhalten; ihr könnt nicht zugleich den Kelch Gottes und den Kelch des Teufels trinken."

Frau Bröker wartete nicht, bis die Predigt zu Ende war, sie sagte hastig: So muß ich anderswo suchen! Und eilte aus dem Hause des Geistlichen.

Wohin nun gehen? Wo nun suchen?

Bröker hatte in der letzten Zeit kaum sein Haus verlassen, hatte seit mehrern Wochen keinen seiner vielen Freunde aufgesucht. Sie hatte keine Hoffnung, daß er einen oder den andern etwa beim Ausgang aus der Kirche begleitet habe und mit eingekehrt sei in dessen Hause. Trostlos ging sie denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Sie stieg zu dem Schlafzimmer ihrer kranken Tochter empor. Meta schlief noch, die beiden Dienstmädchen saßen wie Statuen zu beiden Seiten des Bettes.

Ist Friedrich zurück? fragte sie hastig.

Nein, war die Antwort, es ist niemand ins Haus gekommen.

Sie ging nach dem Zimmer ihres Mannes. Wenn ich mich umsonst geängstigt hätte, betete sie mehr als

sie dachte; wenn er dasäße, wenn er zurückgekehrt wäre!

Aber das Zimmer war öde und leer. Auf dem Sofatisch lag die Bibel aufgeschlagen. Ihr Auge erfaßte die Worte des zweiunddreißigsten Psalms: „Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird. Darum bekenne ich dir meine Sünde, und verhehle meine Missethat nicht. Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen."

Sie fuhr zurück, wie vor einer plötzlichen Helle. Zum ersten mal kam ihr der Gedanke, ob das, was ihres Gatten Seele bedrückte, vielleicht eine Schuld wäre. Sie hatte den Mann stets so rein, so makellos edel und gut erfunden in diesen zwanzig Jahren, daß ihr eine solche Erklärung seines Benehmens undenkbar fern gelegen hatte. Rathlos und wie erstarrt stand sie am Tische. Da hörte sie hinter sich eine Stimme: Frau Senatorin!

Sie wandte sich um, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Bediente war es. Erschrocken über ihre Todesblässe, wiederholte er nur: Frau Senatorin!

Haben Sie ihn gefunden? fragte sie tonlos.

Gott sei Dank, ja! Der Heinrich vom Herrn Richter Hartmann begegnete mir und sagte, der Herr Senator

wäre seit einer halben Stunde bei seinem Herrn. Soll ich hingehen und sagen dem Herrn Senator, daß Fräulein Meta krank ist?

Sie holte tief Athem.

Ich will selbst hingehen, Friedrich, ich danke.

XXV.

Die Besorgniß seiner Frau war unbegründet, an Selbstmord hatte Bröker nicht gedacht. Wie Hamlet hielt ihn von diesem Schritte die Erwägung zurück: „Sein oder Nichtsein! Schlafen, vielleicht auch Träumen! ... Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen ... das ist's!“ Er wußte nur zu gut, daß seine Qual ihren Sitz in der Seele hatte. Endete mit dem Tode nicht die Seele, so endete auch nicht seine Qual. Aber schon Tage, ja Wochen lang hatte er mit dem Gedanken gerungen: Du willst deine Seele freimachen, du willst deine Schuld bekennen. Dieser dumpfe Zustand wird dann aufhören, es ist dann zu Ende mit allem. Wenn's länger so bleibt, so mußt du wahnsinnig werden.

Aber zur Ausführung dieses Entschlusses ließ ihn die Schwermuth, die Lethargie, in die er versunken

war, nicht kommen. Da fand er am heutigen Morgen in der Zeitung die Nachricht, Friedrich Schröder habe seine Zahlungen eingestellt. Das traf ihn wie ein Donnerschlag. Ganz verwirrt von den Gedanken, die auf ihn einstürmten, ging er zur Kirche.

In dieser Stimmung klang ihm die Strafrede des Geistlichen wie eine Mahnung seines Gewissens, wie ein Befehl von oben. Alles Schwanken hörte auf. Er verließ die Kirche und ging zum Stadtrichter Hartmann.

Der Stadtrichter, ein Freund der Familie, der längst von der Krankheit Bröker's gehört hatte, fuhr erschrocken empor, als der bleiche Mann mit den Worten in sein Zimmer trat: Herr Doctor, ich komme mich der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich bin ein Verbrecher.

Er glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen.

Herr Senator! sagte er. Nehmen Sie Platz. Beruhigen Sie sich! Ich will Ihnen ein Glas Wasser kommen lassen.

Bemühen Sie sich nicht, entgegnete Bröker mit starrer Ruhe. Ich bin vollkommen bei Sinnen und weiß, was ich sage. Ich bin ein Dieb, und ich klage mich selbst an, weil ich die Last auf meinem Gewissen nicht länger ertragen kann.

Der Criminalbeamte schaute ihn noch immer unentschieden an. Er kannte Bröker seit langen Jahren, und er war ihm stets, bei allen Gelegenheiten, als das Muster eines rechtlichen Mannes erschienen. Aber er hatte in seinem Amte oft genug erfahren, daß der Schein täuscht.

Ist es denn wirklich wahr? sagte er nach einer Pause. Sprechen Sie, wessen klagen Sie sich an?

Ich habe es schon gesagt, erwiderte Bröker mit derselben steinernen Ruhe. Ich bin ein Dieb, ich habe fünfhundert Thaler gestohlen.

Wieder kam dem Richter der Gedanke: Er muß wahnsinnig sein! Ein Mann, der über Hunderttausende zu gebieten hat, klagt sich eines Diebstahls von fünfhundert Thalern an!

Gestohlen? wiederholte er ungläubig. Sie hätten gestohlen?!

Die Blässe in Bröker's Gesicht wich für einen Moment einer glühenden Röthe. Er versuchte zu sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

Der Beamte rückte, ohne den Blick von Bröker zu wenden, der Stelle näher, wo die Klingelschnur über seinem Schreibtische hing.

Wann und wo könnte das geschehen sein? fragte er zögernd, unwillkürlich das Wort Diebstahl vermeidend.

Der Angeredete war wieder so blaß und so ruhig wie zuvor.

In Hamburg, sagte er, vor fünfundzwanzig Jahren.

In Hamburg, vor fünfundzwanzig Jahren! wiederholte der Richter. Jetzt erschien ihm die Sache möglich, und er betrachtete den Mann ihm gegenüber mit andern Augen.

Wem haben Sie das Geld entwandt? inquirirte er mit verändertem Tone.

Einem Herrn Schröder.

Waren Sie im Geschäfte dieses Herrn? Waren Sie Hausgenosse desselben?

Nein.

Bei welcher Gelegenheit? Haben Sie sich eingeschlichen in das Haus?

Nein. Ich war ein armer Junge damals und brachte einen Reisesack für einen Fremden in das Schröder'sche Haus.

Wie entwendeten Sie das Geld? Haben Sie einen Nachschlüssel gebraucht?

Nein. Das Comptoir war leer, ich sah die Kasse offen stehen und nahm eine Rolle heraus, in welcher sich später funfzig Doppellouisdor fanden.

Der Richter hielt inne mit seinen Fragen, und aus der Brust des unglücklichen Bröker rang sich

ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Er lehnte sich zurück in seinen Sitz und schloß die Augen wie in völliger Ermattung.

Im nächsten Moment aber fuhr er wieder empor, und sah mit gespanntem Blicke zu dem Beamten auf.

Eine Frage noch! sagte dieser. Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?

Ein Ausdruck von Qual zeigte sich in den starren Zügen des Gefragten. Er hatte geglaubt, es sei zu Ende, er habe es überstanden, und nun sollte er von neuem anfangen. Wie einer, der todmüde sich an die Erde geworfen hat und gezwungen wird, aufzustehen und von neuem die vorige Anstrengung zu beginnen, so matt begann er die verlangte Auskunft zu geben. Aber schon nach den ersten Worten verschwand seine Apathie und machte einer fieberhaften Aufregung Platz. Er vergaß, daß es der Richter war, dem er erzählte, was er seit fünfundzwanzig Jahren verschlossen in der Brust getragen hatte. Er empfand nur die Befriedigung, endlich einmal seinem Herzen Luft machen, endlich einmal aussprechen zu können, was ihn so entsetzlich gemartert hatte. Wie ein Verschmachteter an der Quelle liegt und trinkt, um die Qual seines Durstes zu enden, so erzählte er unaufhaltsam, bis ins kleinste Detail ausma-

lend, mit höchster Anschaulichkeit und erschütternder Wahrheit.

Er schilderte seine kindische Freude bei der Entdeckung, daß die gedankenlos entwendete Geldrolle funfzig Doppellouisdor enthielt, und seine noch größere Niedergeschlagenheit, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, er sei bis zu einem solchen Grade verkommen und verlumpt, daß es ihm unmöglich war, von dem Golde Gebrauch zu machen. Dann weiter schilderte er, wie die Hoffnung in ihm erregt wurde, sich aus seiner Erniedrigung so weit emporzuarbeiten, daß er, ohne Verdacht zu erregen, einen Doppellouisdor wechseln könne; wie ihn diese Hoffnung zuerst zur Rücksicht auf sein Aeußeres und sein Benehmen, dann zur Besonnenheit und Mäßigkeit veranlaßt hatte; wie sie ihn zur Thätigkeit und Ausdauer ansporнte, und wie auf solche Weise die funfzig Doppellouisdor den Grund zu seinem Glücke legten, noch bevor er eines der Goldstücke auszugeben im Stande war.

Und dann erzählte er, wie sich, während er arbeitete und entbehrte, um zu seinem verzauberten Schatze zu gelangen, der Gegenstand selbst, den er mittels dieses Schatzes erreichen wollte, unmerklich verwandelte, wie an die Stelle der Begierde, das

Geld in Wohlleben und Vergnügen zu vergeuden, der Ehrgeiz trat, mittels der fünfhundert Thaler sich aus der Niedrigkeit empor zu ringen zu einer anständigen, gesicherten Stellung in der Welt, und wie es ihm, nach jahrelangem, ausdauerndem Mühen und Streben, wirklich gelungen war, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Wie aber dann, als er wieder eingetreten war in den Kreis, dem er durch Geburt und Erziehung angehörte, sein Bewußtsein erwacht und ihm klar geworden war, auf welch unsicherer Grundlage der Bau seines Glückes ruhe, und daß seine Schuld ihn wie eine tiefe Kluft scheide von andern schuldlosen Menschen. Er schilderte, wie das Gespenst seiner Schuld zwischen ihn und jede Freude getreten war, wie es ihm selbst das Glück der Liebe vergällt, wie es ihn von Haus und Heimat getrieben hatte. Und wie es jetzt, nach langen Jahren, wieder aufgetaucht war vor ihm, wie es ihn verfolgt hatte bis in das Heiligthum seines Familienlebens und ihm sein Theuerstes, sein häusliches Glück, die Liebe seines Kindes, das Herz seines Weibes geraubt habe.

Meine Schuld hat mich gehetzt bis an die Thür des Richters, schloß er seinen erschütternden Bericht. Was ich habe und bin, ich habe und bin es durch dieses gestohlene Geld, und weil meine ganze Exi-

stenz auf solchem Grunde ruht, so muß sie zusammenbrechen. Wie gewonnen, so zerronnen. Ich beuge mein Haupt unter dem Spruche des rächenden Gesetzes. Ich will meine Strafe tragen, damit ich nicht länger die Schuld tragen muß, damit ich endlich frei werde von der Qual der Gewissensangst.

Der Richter hatte mit angestrengter Aufmerksamkeit zugehört. Ueber sein Gesicht war der wechselnde Ausdruck des Antheils, des Mitleids, der Rührung gezogen.

Jetzt sagte er mit bewegter Stimme: Fünfundzwanzig Jahre! Eine lange Buße für die gedankenlose Handlung eines Knaben! Ich bin froh, daß Sie endlich Ihr Herz erleichtert haben durch ein Geständniß. Ich nehme es auf wie das Vertrauen eines Freundes zum Freunde, und will es in treuem Herzen bewahren. Als Richter habe ich nichts damit zu thun. Ihre Jugendsünde ist längst verjährt. Kein Gerichtshof kann Sie für einen einfachen Diebstahl nach fünfundzwanzig Jahren zur Rechenschaft ziehen.

Bröker fuhr empor und starrte den Richter mit weit aufgerissenen Augen an.

Verjährt! stotterte er. Wie kann ein Verbrechen verjähren? Die That ist ewig, sie kann sich nicht mehr ändern.

Die That nicht, aber der Thäter. Der arme, leichtsinnige Junge, der eine Geldrolle entwendete, ist ein ganz anderer Mensch als der Senator Bröker, der jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren sich dieses Knabenstreichs anklagt.

Bröker hielt die beiden Hände vor die Augen, als schwindelte ihn.

Sind vor dem Strafgesetze nicht der Arme und der Reiche gleich? sagte er.

Ja! Aber hier kommt nicht Armuth oder Reichthum, hier kommt ein langes ehrenhaftes, rechtliches Leben in Betracht. Ihr Jugendvergehen würde verjährt sein, auch wenn Sie ein armer Tagelöhner wären, und dann mit noch größerm Rechte als jetzt, denn es ist ein größeres Verdienst, arm und redlich, als reich und redlich zu sein. Die zwanzig Jahre, während welcher in der Seele des Thäters der Keim zu der That vollständig vergangen ist, haben auch, so nimmt das Gesetz an, das Andenken daran ausgelöscht in dem Gedächtniß der Menschen. Das Gesetz führt nur aus in diesem Falle, was die allgemeine Stimme verlangt; wenn das Gesetz Sie, Herr Senator, den besten unserer Bürger, den Wohlthäter von Tausenden, den hundertfach bewährten Ehrenmann, dessen Wandel unter uns ohne Makel ist, wegen

einer leichtsinnigen Handlung, die Sie mit achtzehn Jahren begangen haben, zu einer entehrenden Strafe verurtheilen wollte, so würde die öffentliche Meinung das für schreiende Ungerechtigkeit erklären.

Ehrlos bin ich doch! stöhnte Bröker. Keine Verjährung kann es ändern, daß ich ein Dieb bin in den Augen meiner Mitbürger, meiner Freunde, meiner Angehörigen

Sie irren, mein Freund! Die Achtung und das Vertrauen, die Sie erworben haben in diesen fünfundzwanzig Jahren, die bleiben Ihnen, wenn auch jedermann erfährt, daß Sie vor dieser Zeit ein anderer waren, als Sie jetzt sind. Sie können den Versuch machen, Sie können jedem ihrer Freunde sagen, was Sie mir gesagt haben, und jeder wird Ihnen antworten wie ich: „Das ändert nichts in meiner Gesinnung gegen Sie, im Gegentheil, ich achte Sie doppelt hoch, weil Sie aus solcher Erniedrigung sich emporgerungen zu dem, was Sie jetzt sind.“ Wären Sie ein schlechter Mensch, so würde die eine Jugendsünde der erste Schritt abwärts zu einer Verbrecherlaufbahn gewesen sein, auf welcher die Hand des Gesetzes Sie unfehlbar auch nach zwanzig Jahren noch erreicht haben würde. Weil Sie ein guter, ein vortrefflicher Mensch sind, war sie die erste Stufe

aufwärts zu ihrer Veredlung. Und weil sie das war, hat das Gesetz nicht nöthig, sie zu bestrafen. Ihr eigenes Gewissen, Ihr eigenes geläutertes Denken und Empfinden hat härter vergolten als nöthig war, um den strengsten Gerechtigkeitssinn zu befriedigen. Blicken Sie empor, theuerer Freund; lassen Sie es genug sein der Reue, der Selbstqual. Hier — er hörte, wie die Thür sich öffnete und sah das leichenblasse Gesicht Lina's —, hier steht Ihre Frau, sie mag Ihnen eindringlicher sagen als ich, daß Ihr Vergehen gesühnt und verjährt ist vor dem Gesetze, vor der Welt, vor Gott und vor allen, die mit Liebe und Verehrung seit langen Jahren zu Ihnen aufgesehen haben.

Lina! rief der erschütterte Mann.

Sie stürzte auf ihn zu und umschlang ihn mit ihren Armen.

Wilhelm! rief sie aufschluchzend. Wie habe ich mich geängstigt um dich! Was ist denn geschehen? Was hast du mir verborgen, mir, die keinen andern Gedanken hat als dich, die mit dir in den Tod ginge? Was ist es denn, was kann es sein, was dich so unglücklich macht?

Nichts! antwortete der Richter für ihn. Ein Traum, ein wesenloser Schatten! Ein Jugendver-

gehen, das er längst gesühnt hat, das völlig straflos ist, das nur gute Folgen gehabt hat.

Und mit kurzen Worten fügte er hinzu, was ihm Bröker gestanden hatte.

Das Blut kehrte zurück in die Wangen der geängstigten Frau.

Gott sei Dank, daß es nichts Schlimmeres ist! rief sie. O mein Kind, meine liebe Meta, nun wird alles gut werden! O, wenn ich das geahnt hätte, wie manche bittere Stunde hätte ich dir ersparen können, du armer, armer, unglücklicher Mann!

Und mit leidenschaftlichem Entzücken preßte sie sein Haupt an ihr klopfendes Herz.

O, fuhr sie fort, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, ich kann es mir denken, wie es dich gequält haben muß! O, warum habe ich nicht gefragt und geforscht und nicht nachgelassen mit Bitten, bis du mir vertrautest, was dich drückte. Aber noch ist's nicht zu spät. Noch kann alles gut werden. Komm nur erst nach Hause, damit die arme unglückliche Meta nicht länger leidet, damit sie erfährt, daß du keinen Haß hegst gegen den Mann, den sie liebt, daß du sie nicht trennen wirst von Schröder.

Was sprichst du von Meta? fiel er ihr in die unzusammenhängende Rede. Was ist mit dem Kinde?

Sie hat heute Morgen von Schröder die Nachricht erhalten, daß sein Vater seine Zahlungen eingestellt hat und daß er infolge dieses Ereignisses seine Ansprüche auf ihre Hand aufgeben müsse, und das hat sie krank gemacht.

Also Schröder hat sich um Meta beworben? Seine Besuche galten Meta und nicht ....

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, ihm schwindelte vor den Gedanken, die auf ihn einstürmten.

Sie besann sich, daß sie nicht allein waren, und sagte entschuldigend: Verzeihen Sie, Herr Richter. Ich habe seit heute früh des Aufregenden so viel erfahren, daß ich kaum weiß, was ich thue und sage. Ich habe Ihnen noch nicht einmal gedankt für Ihre Güte. Aber mein Kind liegt zu Hause krank und verlassen, und mit einem Worte kann ich ihr das verlorene Glück zurückgeben. Und was ich hier erfahre, nimmt mir eine Bergeslast von der Seele. Komm mit nach Hause, Wilhelm! O welche Freude nach so tiefem, tiefem Kummer!

XXVI.

Am Abend des folgenden Tages saß in Hamburg, in demselben Comptoir, worin vor fünfundzwanzig Jahren Willy Bröker die Rolle mit Doppellouisdor genommen hatte, der junge Schröder an seinem Pult, versenkt in trostlosen Gedanken. Er war ganz allein, die Pulte der Comptoiristen waren alle leer; soeben ging der Gerichtsdiener hinaus, der die Handlungsbücher mitgenommen und die Kassen versiegelt hatte.

Da weckte ihn ein Geräusch, es wurde an die Comptoirthür geklopft.

Er sah sich mit einem bittern Lächeln um in dem öden, nur von einer Lampe dürftig erhellten Raume.

Wer sucht denn etwas hier? sagte er halblaut, und rief dann mit müdem Tone: Herein!

Aber mit einem Satze war er von seinem Sitze heruntergesprungen, als er den Eintretenden erkannte.

Herr Senator Bröker! stammelte er, athemlos.

Guten Abend, lieber Schröder! war die herzliche Erwiderung. Ich bin beauftragt, Ihnen tausend Grüße von meiner Frau und dies Briefchen von meiner Meta zu bringen.

Der junge Mann starrte ihm stumm ins Gesicht, als sähe er einen Geist und nicht einen lebenden Menschen.

Ein Schatten flog über Bröker's Gesicht. Er hielt ihm die Hand hin und sagte: Ich habe noch nicht um Entschuldigung gebeten über mein Benehmen gegen Sie, als Sie in Bremen waren. Verzeihen Sie mir, ich war krank und hatte keine Ahnung davon, in welchem Verhältnisse Sie zu Meta standen.

Herr Senator! wiederholte Karl Schröder, aber mit ganz anderm Tone. Sind Sie es denn wirklich? Und Sie kommen jetzt zu mir?!

Nehmen Sie mir nur erst den Brief ab, sagte Bröker und zog mit einem schwachen Lächeln seine Hand zurück, die der andere in seiner Aufregung fortwährend mit aller Kraft drückte. Und ehe Sie ihn lesen, bitte ich Sie, mich zu Ihrem Vater zu führen, ich möchte gern einige Worte allein mit ihm sprechen.

Mein Vater! erwiderte der junge Mann, und seine Stimme sank. Wollen Sie es sich einen Augen-

blick hier gefallen lassen, so will ich ihn vorbereiten auf Ihren Besuch. Er ist sehr gedrückt durch das Unglück, das uns betroffen hat.

Ein leichtes Zucken flog über Bröker's Gesicht.

Ich werde hier warten, sagte er kurz.

Schröder holte ihm einen Stuhl herbei und verließ das Zimmer. Ziemlich lange mußte der Gast allein bleiben, und die wechselnde Farbe in seinem Gesicht gab deutlich die Kunde von dem Wechsel der Empfindung in seiner Seele.

Endlich hörte er draußen einen schweren, langsamen Schritt, die Thür ging auf und Friedrich Schröder stand ihm gegenüber.

Die Bewegung in Bröker's Zügen war so sprechend, daß der Eingetretene nicht umhin konnte, sie zu bemerken.

Sie finden mich wol sehr verändert, Herr Bröker, sagte er mit einem Seufzer. Ja, es ist nichts Kleines, so am Abend des Lebens die Arbeit des ganzen Tages einstürzen zu sehen. Mein Haar ist weiß geworden in dieser einzigen Woche. Aber auch Sie hätte ich nicht wiedererkannt, wenn mein Sohn mir nicht gesagt hätte, wer mich sprechen wolle. Womit kann ein armer Bankroteur dienen, Herr Senator Bröker?

Die Worte klangen bitter; er mochte an die Behandlung denken, die sein Sohn erfahren hatte, vielleicht auch an den Contrast zwischen dem Bröker, den er als armen Knaben gekannt, und dem, der jetzt vor ihm stand als reicher Handelsherr.

Der Angeredete seufzte schwer auf und sagte dann: Zuerst muß ich eine Entschuldigung wiederholen, die ich schon Ihrem Herrn Sohne gemacht habe. Ich bin krank gewesen, und daher kommt es, daß ich erst gestern erfahren habe, daß meine Tochter sich mit Herrn Karl Schröder verlobt hat.

Der alte Schröder hob den Oberkörper, mit dem er zurückgelehnt saß, mit rascher Bewegung.

Soviel ich weiß, sagte er bestimmt, hat mein Sohn Ihrer Tochter ihr Wort zurückgegeben. Er verlangt nicht, daß sie unter so ganz veränderten Verhältnissen es ihm halten soll. Er kann ihr jetzt nichts bieten, was sie entschädigen könnte für das, was sie im älterlichen Hause aufgibt, deshalb versteht es sich von selbst ....

Meta ist meine einzige Tochter, fiel ihm Bröker ins Wort, und alles, was ich erworben habe, wird dereinst ihr gehören.

Und deshalb wollen Sie keinen Schwiegersohn, der nichts hat, natürlich, sagte der Alte mit ver-

stärkter Bitterkeit. Aber wie gesagt, mein Sohn hat das vorausgesetzt und danach gehandelt, wie es einem Manne von Ehrgefühl zukommt. Sie hätten sich deshalb nicht herzubemühen brauchen.

Wieder seufzte Bröker schwer auf, dann sagte er mit raschem Entschlusse: Wenn es sich nur darum handelte, ob Ihr Sohn mir als Gatte meiner Tochter willkommen wäre, so brauchte ich allerdings nicht herzukommen. Aber ich komme, um Sie entscheiden zu lassen, ob ich Ihnen als Schwiegervater Ihres Sohnes willkommen sein werde.

Wie? stieß der alte Schröder kurz hervor, als wollte er sagen: Was sollen die Redensarten?

Ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen, fuhr Bröker fort, indem er sich die Perlen von der Stirn wischte, ich habe vor fünfundzwanzig Jahren, hier in diesem Zimmer, aus jener Kasse dort, Ihnen funfzig Doppellouisdor entwendet. Feigheit, Furcht vor der Entdeckung und vor der entehrenden Strafe meiner That haben mich bisjetzt daran gehindert, Ihnen das Entwendete zu ersetzen. Es reut mich doppelt, weil der Ersatz vielleicht das Unglück, das Sie getroffen hat, verhindert hätte.

Funfzig Doppellouisdor hätten mir wenig helfen können; war die Erwiderung.

Ich schulde Ihnen mehr, viel mehr als diese Summe. Zins und Zinseszins würden sie verdoppeln und verdreifachen. Und dann, was hätte im Laufe von fünfundzwanzig Jahren mit dieser Summe gewonnen werden können in einem Geschäft wie das Ihrige? Alles, was ich besitze, habe ich gewonnen mit dem Gelde, das ich Ihnen entwandt habe. Wie soll ich da berechnen, was ich Ihnen schuldig bin? Das Einzige, was ich thun kann, ist, Sie zu fragen: Reicht mein Vermögen, reicht mein Credit hin, daß Sie Ihre Zahlungen wieder aufnehmen, Ihr Geschäft fortführen können? Ich bin zu allem bereit, was Sie verlangen, um Ihnen zu ersetzen, was Sie durch mich verloren haben.

Der alte Schröder schwieg eine Weile, dann fragte er: Wann und bei welcher Gelegenheit haben Sie mir das Geld genommen?

Vor fünfundzwanzig Jahren. Sie erinnern sich vielleicht, ich trug für Sie einen Reisesack vom Stintfang hierher.

Der Alte blieb wieder eine Zeit lang stumm.

Es war doch heillos, rief er endlich, vom Stuhle aufstehend, wie die Vormünder und wir alle damals mit Ihnen verfahren sind. Ein armer, älternloser Junge! Keine Wahl als zu betteln oder zu stehlen!

Es war unverantwortlich! Aber wenn man im Ueberfluß sitzt, ist man hart. Wie konnten Sie aber denken, daß ich Sie unglücklich machen würde? Wahrhaftig, wenn Sie zu mir gekommen wären und hätten mir die Sache gestanden, ich hätte Ihnen die fünfhundert Thaler geschenkt, die Sie so gut angewandt. Na, es ist vorbei.

Sie vergeben mir also? rief Bröker. Sie nehmen mein Anerbieten an, damit alles ausgeglichen und das Vergangene ausgewischt werde?

Wenn Sie es so nehmen, ja! sagte Schröder und legte die Hand langsam und gewichtig in die Hand, die Bröker ihm hinhielt. Ich nehme es an. Nur die unglückliche Krisis hat mich gestürzt, mit Ihrer Hülfe werde ich bald wieder oben sein. Und dann, fuhr er, mit einem Versuche zu scherzen, fort, als er bemerkte, daß Bröker reden wollte, wenn wir wieder fest auf den Beinen stehen, kann mein Karl seine Bewerbung um Ihre Tochter wieder aufnehmen. Wenn wir Verwandte sind, ist ja die alte Geschichte begraben und vergessen. Solche Sachen unter Verwandten gehen ja keinen etwas an, selbst den Richter nicht, das können sie untereinander ausmachen. Der Junge braucht aber nichts zu wissen. Und von der Heirath wollen wir auch nicht eher sprechen, bis die Ge-

schäfte wieder gehen. Wir wollen es ihm gönnen, daß er sein Weib freit mit dem Selbstgefühl, er sei Mann genug, sie selbst zu ernähren. Und nun noch einmal, vergeben und vergessen, was ich versäumt und was du gethan, als du ein verlassener freund- und älternloser Junge warst.

Vergeben und vergessen! sagte Bröker mit einem tiefen Athemzuge. Ausgelöscht! Jetzt kann ich doch endlich frei Athem holen. Und Sie tragen kein Bedenken, meine Tochter als Frau Ihres Sohnes willkommen zu heißen?

Mit Freuden, mit tausend Freuden will ich ihr mein Haus und meine Arme öffnen; mit Freuden Sie meinen Bruder nennen! Gesegnet sind die funfzig Doppellouisdor, sie haben dir Glück gebracht, mein Junge, trotz alledem, sie bringen mir das Glück wieder, das ich schon für immer aufgegeben hatte, sie werden auch unserm jungen Paare hoffentlich zum Segen werden.

Sechs Jahre sind vergangen seit diesem Tage. Das Haus Friedrich Schröder hat längst wieder seine alte Bedeutung erlangt; aber der Alte hat sich zurückgezogen, und sein Sohn ist jetzt das Haupt des Hauses. Meta ist seine glückliche und beglückte Hausfrau,

Bayerische Staatsbibliothek München

stattlich und vornehm, wie es einer reichen Hamburgerin zukommt, aber gütig und freundlich, wie sie es von der liebenswürdigen Mutter gelernt hat. Ihre größte Freude ist, wenn die Aeltern zum Besuch von Bremen kommen, und die Bitten hören nicht auf, daß der Vater sein Geschäft dort aufgeben und wieder zurückkehren möge nach seiner Vaterstadt. Bis dahin hat Bröker noch immer Einwendungen gemacht; aber wenn es sich wirklich einrichten ließe, was seine Kinder hoffen, daß der jetzige Eigenthümer des ehemaligen Bröker'schen Hauses dasselbe wieder verkaufte, so würde doch wol endlich Lina's liebster Wunsch erfüllt werden und sie wieder einziehen in das liebe Haus mit dem Bogenfenster und der Epheuampel. Und diesmal wird kein Kobold sie aus ihrer glücklichen Heimat vertreiben, denn keine Schuld lastet mehr auf der Seele ihres Gatten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Galileo Galilei.

Ein geschichtlicher Roman

von

Mathilde Raven.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

In dem Rahmen eines fesselnden Romans führt die Verfasserin dem größern Publikum zum ersten male das wahrheitstreue Bild des großen Naturforschers und Märtyrers seiner Ueberzeugung vor, wie dasselbe aus seinen eigenen Werken, seinem Briefwechsel und den Acten des Inquisitionsprocesses sich darstellt. Das Werk wurde mit Auszeichnung aufgenommen und ist den gediegensten Erzeugnissen der Unterhaltungsliteratur beizuzählen.

Unter den Ruinen.

Ein Roman aus Roms Gegenwart.

Von

Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser Roman entwirft ein getreues, geistvoll aufgefaßtes Gemälde von den verfallenden gesellschaftlichen und politischen Zuständen des Kirchenstaats. Durch die pikanten, auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen aus Roms Gegenwart, welche mit den noch ungelösten kirchlichen Fragen eng zusammenhängen, wird der Leser ebenso gefesselt wie durch die spannende und unterhaltende Erzählung, worein sie verwebt sind.

Moderne Gesellschaft.

Roman von

Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

In der „Neuen Frankfurter Zeitung" heißt es über den Roman: „Dies Buch gehört nicht zu den vorüberwehenden Wolkenbildern am Horizonte der Literatur. Es hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Gesellschaftsleben in seiner Flachheit und seinen schalen Genüssen, seinen täuschenden Verheißungen und schmerzlichen Enttäuschungen zu schildern. Die Aufgabe ist mit lebensfrischer Kenntniß der Verhältnisse aufgefaßt. Die «Moderne Gesellschaft» hat, glauben wir, einen nicht alltäglichen Erfolg zu erwarten."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

C. Walter,
Buchb:Galanterie,e
Schreibmaterialie
Karls-Platz 6.

L
Œ

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raven, Mathilde

Eine Rolle Gold

Leipzig 1864

P.o.germ. 1125 kb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116791-3